

Rezensionen zum Thema
,Kindheit, Jugend, Sozialisation‘

Annegret Erbes

Mädchen in jugendkulturellen Szenen: Protagonistinnen und Zuschauerinnen

Rohmann, Gabriele (2007) Hg. *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen*. Berlin: Archiv der Jugendkulturen (312 S., 25 Euro)

Krasse Töchter zeigt die Beteiligung von Mädchen und jungen Frauen an jugendkulturellen Szenen auf unterschiedliche Weisen auf: Mädchen und junge Frauen werden sowohl in ihren Rollen als aktive Protagonistinnen in männlich dominierten Jugendkulturen (z.B. als Rapperinnen oder Graffiti-Sprüherinnen) gezeigt, die die Szene selbst auch mitprägen, wie auch als Protagonistinnen/Konstrukteurinnen eigener, weiblich geprägter Jugendkulturen (z.B. Ladyfeste) und als Mädchen und Frauen, die eher passiv ‚dabei sind‘, die Szenen selbst jedoch kaum oder nicht mitprägen (z.B. Hardcore, Metal).

Der Band gibt nicht nur einen guten Überblick über aktuelle jugendkulturelle Szenen, sondern gibt auch an vielen Stellen Anknüpfungspunkte an aktuelle Theorien und Ergebnisse der Geschlechter-/Mädchen-/Jugendforschung. Nach einem einführenden Kapitel wird verschiedenen Zugängen zum Thema gefolgt. Unterschieden werden ‚feminine‘ Jugendszenen, hierzu zählt Rohmann Visual Kei (optisch auffällige Musiker- und Fanszene), die Gothic-Szene und Riot Grrrls/Ladyfeste, von ‚maskulinen‘ Jugendszenen, wozu Hardcore-, Skinhead-, Rockabilly-, Metal-, Fußball- und rechte Szene zählen. Weitere Kapitel sind den Themen „Mädchen und Medien“ sowie „Perspektiven“ (der Mädchenarbeit) gewidmet. Im Folgenden kann nicht auf alle Beiträge eingegangen werden.

Stauber legt in ihrem Aufsatz „Selbstinszenierungen junger Szene-Aktivistinnen – Genderkonstruktionen in Jugendkulturen“ Grundlagen anhand des Konzepts des „*doing gender*“ und unter Verwendung von Ansätzen und Ergebnissen der Jugendforschung. Ihre Grundthese lautet, dass Selbstinszenierungen in einem von „Unsicherheit, Unplanbarkeit und Perspektivlosigkeit“ (37) geprägten gesellschaftlichen Klima stattfinden, in welchem Kohärenz immer wichtiger wird. Selbstinszenierungen von Jugendlichen dienen demnach der „*Kohärenz in entscheidenden biographischen Phasen*“ (38, Herv. i. O). Inwieweit Geschlecht in jugendkulturellen Selbstinszenierungen „produziert, reproduziert, modifiziert“ wird, lässt sich – so Stauber – nicht einheitlich beantworten, hier existierten sowohl zwischen den Szenen als auch innerhalb dieser „große Unterschiede“ (38).

Mädchen und Frauen in ‚femininen‘ Jugendszenen: Beispiele für das Spiel mit geschlechtlichen Rollen, ihrer Inszenierung und Überschreitung in jugendkulturellen Szenen geben die Beiträge zu Visual Kei (eine mädchendominierte Jugendkultur aus Japan, die in Deutschland ein in erster Linie visuelles Phänomen darstellt) und zur Gothic-Szene. Brill zeigt in ihrem Beitrag „Fetisch-Lolitas oder junge Hexen“ Funktionen der Inszenierung und Betonung von

Weiblichkeit bei Männern und Frauen. Die Vorstellung und Inszenierung von Geschlechtslosigkeit und Gleichberechtigung in der Gothic-Szene wird von Brill jedoch als „schöne, aber realitätsferne Fantasie entlarvt“ (69). Eine subkulturelle Szene mit politischem Ansatz in Verbindung mit queer-feministischer Theorie, Elementen des Punk und Aktionsformen zeigt Groß in ihrem Aufsatz „Riot Grrrls und Ladyfeste – Angriffe auf die heterosexuelle Matrix“.

Mädchen und Frauen in ‚maskulinen‘ Jugendszenen: Was fasziniert Mädchen und junge Frauen an maskulin geprägten Szenen und wie beteiligen sie sich an diesen? Schulze analysiert in ihrem Beitrag „Mädchen im Hardcore: Not Just Boys’ Fun?“ Prozesse der Herstellung und Naturalisierung von Geschlechterdifferenzen und In- bzw. Exklusion, die im Hardcore „oft zum Nachteil der Mädchen“ sind (99). El-Nawabs Beitrag beschäftigt sich mit Mädchen und Frauen in der Skinhead- und Rockabilly-Szene. In der von „martialischem Männlichkeitskult“ (107) geprägten Skinszene müssen Frauen sich „halt echt behaupten“ (108), z.B. indem Sexismus zum „Spaß“ umgedeutet oder mitgemacht, und „an sich schon“ (108) Gleichberechtigung in der Szene und Selbstbewusstsein behauptet wird (109). Der Beitrag bietet Einblick in eine vom „Starksein“ geprägte männliche Gedankenwelt und die Rolle, die Frauen in dieser zukommt. Auch in der Rockabilly-Szene haben emanzipierte Frauen es „natürlich ... nicht leicht“ (111). El-Nawab zeigt auch hier, wie Frauen mit dem Sexismus und den konservativen Rollenbildern der Szene umgehen und kommt zu dem Schluss: „Sie *sind* emanzipiert, von ihrem Selbstverständnis her, auch wenn es für den Betrachter von außen anders scheint. Und sie sind es auch wieder nicht“ (117, Herv. i. O.). Weibliche Fußballfans und ihre Strategien, sich in der männlich dominierten Szene zu bewegen (bspw. ignorieren, adaptieren, ironisieren, herausfordern und bekämpfen, 157), sind Gegenstand des Aufsatzes von Selmer/Sülzle. In ihrem Beitrag „Lebensgeschichten von rechtsextrem orientierten Mädchen“ kommt Köttig zu dem Schluss, dass die rechte Szene „für alle erdenklichen weiblichen Rollenmodelle Möglichkeiten der Umsetzung“ und „eine große Bandbreite von Aktionsformen und Themen“ (167) bietet. Welche dieser Angebote aus dem rechten Spektrum von Mädchen und Frauen gewählt werden und wie diese sich in der Szene bewegen, sei „ganz eng mit familiengeschichtlichen und biographischen Erfahrungen verbunden“ (167).

Die Beiträge gehen zwar auch der Frage nach, was Mädchen und junge Frauen an männlich dominierten Szenen anspricht und wieso sie sich ihnen anschließen, insgesamt jedoch wird dieser Aspekt zu wenig analysiert. Besser nachvollziehbar wird dieses Handeln m.E. in den Beiträgen, in denen gezeigt wird, wie Mädchen und junge Frauen in die Rolle aktiver Szeneprotagonistinnen gehen, wie es etwa in den Beiträgen zu Graffiti-Sprayerinnen und Rapperinnen deutlich wird. Die Beiträge von Pyranja, Schwarz und Madlener zeigen, wie Mädchen und junge Frauen sich nicht über Anpassung, sondern über Aneignung und Gestaltung der Szene durchzusetzen versuchen.

Der Beitrag von Wallner zur Auswirkung der Geschlechterverhältnisse auf die heutigen Lebensbedingungen von jungen Frauen und Mädchen weist unter Bezugnahme auf aktuelle Studien auf die Heterogenität innerhalb und zwischen Mädchen und Jungen hin:

Es gibt keine einfachen Wahrheiten mehr. Nicht alle Mädchen sind gleich und auch nicht alle Jungen, ebenso wenig Mädchen und Jungen. Es gibt weiterhin wesentliche Unterschiede, aber auch Annäherungen, und der Lebenslagenkontext beeinflusst deutlich, inwiefern das Geschlecht Chancen begrenzt oder erweitert. (284)

Mädchen sind heute – so Wallner – Opfer, Gewinnerinnen und Gestalterinnen ihrer Lebenssituation. Vor diesem Hintergrund entwickelt sie Perspektiven für die Mädchenarbeit.

Der Band zeigt eindrücklich, dass jugendkulturelle Szenen häufig auf Männlichkeitsinszenierungen aufbauen und wie bedeutend die Abgrenzung geschlechtlicher Rollen in Jugendkulturen ist. Vielerorts zeigt sich, dass die Szeneregeln von den männlichen Beteiligten bestimmt werden und dass von ihnen auch bestimmt wird, unter welchen Maßgaben Mädchen und junge Frauen sich beteiligen können. Ob und in welchem Maße Mädchen und Frauen diese Szenen ihrerseits mitprägen und welche Strategien sie hierzu in Anschlag bringen, ist in den verschiedenen Szenen unterschiedlich.

In einigen von Männlichkeitskult, Geschlechterhierarchie und -rollenzuweisung bzw. schlicht Frauenverachtung geprägten Szenen scheint es immerhin Übereinkünfte zu geben, dass das sexistische *posing* in der Öffentlichkeit nicht identisch ist mit dem tatsächlichen Verhalten in privaten Beziehungen und Partnerschaften. Ob es Zeichen für Befreiung und Veränderung ist, wenn Mädchen und Frauen sich zu diesen Szenen zugehörig fühlen, muss diskutiert werden und hierzu sind die Schlussfolgerungen mancher Beiträge eine gute Grundlage.

Der Band ist sehr gut dazu geeignet, sich einen Überblick über die Vielfalt jugendkultureller Szenen und die Vielfalt der Beteiligungsformen von Mädchen und Frauen zu verschaffen. Bezogen auf die thematischen Schwerpunkte der Beiträge wird vielfach auch der Stand der Forschung sowie der entsprechenden Forschungsdesiderate aufgearbeitet und werden Anknüpfungspunkte an theoretische Positionen der Geschlechterforschung gegeben. *Krasse Töchter* zeigt die Breite des Spektrums sowohl der jugendkulturellen Szenen als auch der Beteiligungsformen von Mädchen und jungen Frauen. Hierbei bleiben zwar logischerweise speziellere oder analytischere Fragestellungen teilweise offen, dennoch kann der Band uneingeschränkt als sehr lesenswert empfohlen werden.

Dinah Steinbrink

Die Macht der Medien im 21. Jahrhundert: Sind Internet und Fernsehen (bald) eigenständige Sozialisationsinstanzen?

Lothar Mikos/ Dagmar Hoffmann/ Rainer Winter (2007) Hg. *Mediennutzung, Identität und Identifikation. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen*. München: Juventa Verlag (304 S., 25,50 Euro).

Medien sind in unserem Leben heutzutage allseits präsent und kaum zu umgehen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts werden auch Kinder und Jugendliche zunehmend mit den Medien konfrontiert; dass diese starken Einfluss auf Leben und Lebensgestaltung nehmen, ist unumstritten. Es ist jedoch zu prüfen, inwieweit gerade die audiovisuellen Medien nicht mittlerweile schon als eigenständige Sozialisationsinstanz gesehen werden können.

In einigen rezenten Sozialisationstheorien wird den Medien, wenn sie überhaupt explizit thematisiert werden, dieser Status teilweise abgesprochen, da nach Ansicht einiger AutorInnen Menschen nur in sozialen Realitäten und Interaktionen lernfähig sind und außerdem die Medien den SozialisandInnen kein – sozialisatorisch unabdingbares – direktes Feedback übermitteln können.

Mit voranschreitender Globalisierung und Modernisierung vermischen sich jedoch mediale und soziale Aspekte: über das Internet sind heute beispielsweise verschiedenste Formen der Kommunikation etabliert, so zum Beispiel Chatprogramme oder Gästebücher auf Homepages. Des Weiteren werden in den Medien verschiedenste Rollenmuster und Lebensmodelle für Kinder und Jugendliche offeriert, mit denen sich die RezipientInnen auch innerhalb ihrer Peergruppen auseinandersetzen, die sie annehmen oder verwerfen und die sie sich damit als Ressource für die Bildung der eigenen Identität zu Nutze machen können.

Mit der Frage, inwiefern die in den Medien vertretene Vielfalt an Identifikationsangeboten den Jugendlichen bei der Erarbeitung und Herausbildung einer eigenen Identität hilfreich sein kann oder ob durch die Pluralität der Angebote nicht eher eine Hemmung und Verunsicherung hervorgerufen wird, die es Kindern und Jugendlichen erschwert, eine authentische Identität auszubilden, beschäftigen sich die Beiträge in dem von Lothar Mikos, Dagmar Hoffmann und Rainer Winter 2007 herausgegebenen Sammelband *Mediennutzung, Identität und Identifikation. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen*.

Das umfangreiche Werk zeichnet sich durch eine Vielzahl an Perspektiven und Herangehensweisen aus. Exemplarisch dafür kann hier die Beteiligung zahlreicher AutorInnen verschiedenster fachlicher Disziplinen genannt werden. Zu SoziologInnen, PädagogInnen und PsychologInnen gesellen sich AutorInnen aus den Bereichen der Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie der Publizistik. Der Band ist nach einer ausführlichen Einleitung in sieben Kapitel untergliedert, in welchen jeweils ein bis drei Artikel zu finden sind.

Das lobenswert breite Spektrum des Bandes macht es in diesem Rahmen unmöglich, jeden einzelnen Beitrag mit einer detaillierten Ausführung zu berücksichtigen. Die sieben Kapitel werden daher nur thematisch beleuchtet und an einigen Stellen einzelne Artikel herausgegriffen. Neben der Qualität der Artikel stellt ihre Genderrelevanz das wichtigste Beurteilungskriterium dar. Dies unter anderem aus dem Grund, da meiner Ansicht nach gerade die Einflüsse und Entwicklungen in Kindheit und Jugend zentral für die Herausbildung einer geschlechtsspezifischen Identität sind, welche wiederum für die meisten Individuen unserer Gesellschaft lebenslang eine zentrale Kategorie bildet.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit „Identitätskonstruktionen über verschiedene Medien(genres)“. In einem empirischen Beitrag wird die Bedeutung, welche der Aneignung neuer Kommunikationsmittel für die soziale Identität von Jugendlichen zukommt, untersucht. Des Weiteren diskutiert Sven Thiermann sehr theoretisch die „Produktive Identität. Mediale Aneignungstechniken zwischen Innovation und Nachahmung“. Außerdem betrachtet ein Artikel auf theoretischer Grundlage, ergänzt durch empirische Analysen, die Identitätsangebote, die Jugendlichen in Castingshows offeriert werden.

Insgesamt sehr lesenswert ist das zweite Kapitel „Medien und Sozialisation“. In dem einzigen explizit genderspezifischen Artikel des Bandes, „Lara Croft: Ein neues Vorbild für Action-Heldinnen und Frauen?“, untersucht Autorin Elosa Gioni den Film *Tomb Raider*, welcher nach dem gleichnamigen Computerspiel erschien, im Hinblick auf dargestellte Rollenmuster und entsprechende Identifikationsmöglichkeiten für Jugendliche. Gioni kommt zu dem Schluss, dass, anders als dem Computerspiel, welchem sie anhand anderer Studien „Kritik an normativen Geschlechterrollen“ (68) zuspricht, dem Film ein „gender-dekonstruktives Potential abgeht“ (75). Zu diesem Ergebnis kommt sie vor allem durch die Analyse der Darstellungen von Körper und Charakter Lara Crofts, die im Film durch die Schauspielerin Angelina Jolie verkörpert wird. Gioni stellt fest, dass die Darstellungen Crofts insgesamt in übertriebenem Maße weiblichen Klischees entsprechen und ihr dementsprechend gezeichnetes Bild Identifikationspotentiale für Mädchen und Frauen birgt und gleichzeitig bei Männern Begehren oder Beschützerinstinkte weckt; somit verfestigt der Film eher stereotype Muster als sie zu hinterfragen oder gar neue anzubieten.

In einem weiteren Artikel thematisieren Sara Bragg und David Buckingham anhand einer qualitativen Studie mit Interviews und Tagebuchanalysen, wie jüngere Jugendliche auf Darstellungen von Liebe, Sexualität und Beziehungen reagieren, und stellen fest, dass diese im Hinblick auf Wahrnehmung und reflexives Vermögen bezüglich medialer Darstellungen häufig unterschätzt werden.

Im dritten Kapitel werden „Musik-Sport-Selbstpräsentationen“ untersucht; in diesem Teil hebt sich der äußerst angenehm zu lesende Artikel Jürgen Schwiers „Ultras – Zur Selbstmediatisierung jugendlicher Fußballfans“ durch eine detaillierte Beschreibung des wenig erforschten Gebietes der Ultra-Fußballfankultur hervor. Schwach wirkt dagegen der Beitrag von Renate Müller, Marc Calmbach, Stefanie Rhein und Patrick Glogner „Identitätskonstruktionen mit Musik und

Medien im Lichte neuerer Identitäts- und Jugendkulturdiskurse“, dem ein ausführlicher Theoriekomplex vorangestellt ist, dessen Bezug zum zu kurz geratenen empirischen Teil zur Hardcore-Kultur jedoch unklar bleibt; gerade in diesem Zusammenhang sind das kurze Resümee und die fehlende Übertragung auf die zentrale Frage der Sozialisationsrelevanz sehr enttäuschend.

„Interaktive und Expressive Medien“ sind der Untersuchungsgegenstand des vierten Kapitels, wobei das Internet hier den Schwerpunkt bildet. Als thematisch sehr spannend und durch ein schlüssiges Resümee zeichnet sich Sabina Misochs Artikel „Die eigene Homepage adoleszenter Identitätsarbeit“ aus. Nach der Analyse privater Homepages von Jugendlichen, deren Auswahl leider etwas willkürlich erscheint, kommt sie zu dem Schluss, dass die Seiten „ein ideales Medium für Jugendliche sein können, da diese mehrere Funktionen erfüllen, die adoleszente Identitätsarbeit aktiv unterstützen und befördern können“ (178).

Im fünften Kapitel, „Migration und globale Medien“, werden eine quantitative und eine qualitative Studie nebeneinander präsentiert, die sich sehr dezidiert mit der Frage beschäftigen, welchen Einfluss beispielsweise internationale Fernsehprogramme oder das Internet auf Jugendliche mit Migrationshintergrund haben. Genauer wird zum Beispiel untersucht, inwieweit die Rezeption von Fernsehprogrammen aus dem Heimatland oder die stets mögliche audiovisuelle Kommunikation über das Internet die Integration von Jugendlichen im Gastland erschweren. In einem weiteren Artikel wird die „Internetnutzung und soziale Integration im frühen Jugendalter“ thematisiert. In dieser Studie bildet die geschlechterspezifische Internetnutzung einen Untersuchungsschwerpunkt. Die Autorinnen kommen zu dem Ergebnis, dass bei Mädchen häufig schulbezogene Motive, bei den Jungen hingegen eher Unterhaltung und Spaß zur Nutzung des Internets führen.

Überzeugend durch schlüssige Argumentation und strukturierte Sprache wirkt David Gauntletts Beitrag im sechsten Kapitel „Methoden“, in dem er „Neue Forschungsmethoden in der Publikumsforschung“ vorstellt. Das siebte Kapitel ist der Epilog des Bandes. Unter dem Titel „Jugendgenerationen und Jugendzonen im Medienumbruch“ geben Jürgen Zinnecker und Achim Barsch detaillierte Einblicke in empirische Ergebnisse und theoretische Ansätze innerhalb der Szenenforschung.

Schade ist, dass in diesem Sammelband die Herausbildung einer geschlechtsspezifischen Identität kaum thematisiert wird. Nur einer der sechzehn Beiträge beschäftigt sich explizit mit der Thematik, in den anderen wird diese Frage allenfalls am Rande problematisiert. Meiner Ansicht nach ist die Herausbildung und Inszenierung einer geschlechtsspezifischen Identität, gerade auch im Hinblick auf die Medien, eines der spannendsten Felder innerhalb der Sozialisationsforschung. Die zum Beispiel in der Werbung, in US-amerikanischen Teeniekomödien oder in Computerspielen ständig reproduzierten, stereotypen Rollenmuster und Inszenierungsformen von Weiblichkeit und Männlichkeit sind nur ein Punkt, der m.E. enormen Einfluss auf Kinder und Jugendliche hat. Zu betonen ist jedoch, dass sich der Sammelband die explizite Untersuchung dieser Problematik in keiner Weise zum Ziel setzt.

Wird in den meisten Artikeln die Verbindung zwischen theoretischen Ausführungen und empirischen Ergebnissen deutlich, fehlt in einigen Artikeln der Transfer, der von der Empirie Rückschlüsse auf die Relevanz des jeweiligen Mediums bezüglich der Identitätsbildung zuließe. Somit bleibt in manchen Beiträgen der Bezug zum Titel des Sammelbandes und dessen zentraler Fragestellung sehr schwach. Gerade darum und im Zusammenhang mit der in etlichen Artikeln fehlenden Nähe zu Identität oder zur Sozialisationsrelevanz des jeweiligen Mediums – häufig durch ein sehr eng gestecktes Untersuchungsfeld ‚proviziert‘ – wäre ein Fazit, in dem die Ergebnisse aller Beiträge reflektiert und kontextualisiert würden, wünschenswert.

In den Artikeln werden zahlreiche Medien abgedeckt, jedoch vermisse ich die spezifische Auseinandersetzung mit Computerspielen. Gerade diese nehmen im Leben etlicher Jugendlicher einen hohen Stellenwert ein und wirken nicht nur zeitraubend, sondern normativ.

Einige kleine Fehler, die von ungenauer, vielleicht etwas zu kurzfristiger Planung des Bandes zeugen, fallen ins Auge. Unter anderem sind einige AutorInnen nachlässig, was die sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern bzw. Jungen und Mädchen angeht.

Bezüglich der Heterogenität der wissenschaftlichen Disziplinen, der Mischung aus empirischen, theoretischen und methodologischen Beiträgen sowie des Zusammenspiels von qualitativen und quantitativen Studien, die sich in einigen Fällen durch ihre gemeinsame Präsenz optimal ergänzen, zeichnet sich der Band jedoch insgesamt durch eine enorme Breite aus, die ihn in erster Linie für ein akademisches Publikum lesenswert macht. Einigen Artikeln gelingt es durchaus, die Lesenden zu überzeugen, dass es im 21. Jahrhundert von Nöten ist, die Medien und deren Relevanz bei der Identitätsbildung in Sozialisationstheorien zu berücksichtigen und ihnen als Einflussfaktor einen höheren Stellenwert beizumessen als zuvor.

Sarah Lurz

Sexuelle Orientierungen von Jugendlichen und deren Bedürfnisse

Watzlawik, Meike (2004) Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen. Norderstedt: Book on Demand (138 S., 16,90 Euro).

Wie erleben Jugendliche im Alter von 12 bis 16 Jahren sexuelle Orientierungen in Deutschland und in den Vereinigten Staaten und wie integrieren sie diese Erfahrungen in ihr Selbstbild? Dies ist eine der Hauptfragen, denen die Entwicklungspsychologin Meike Watzlawik in ihrem Buch nachgeht. Die Autorin geht davon aus, dass immerhin ein Großteil der Jugendlichen sich der eigenen sexuellen Orientierung zwischen dem 11. und 16. Lebensjahr bewusst werden würde. Zusätzlich würden heterosexuelle Jugendliche in diesem Lebensabschnitt ihre

ersten sexuellen Kontakte anders erleben als homo- oder bisexuelle Jugendliche. Die Selbstwahrnehmung verzerrt sich, da nicht jede Form sexuellen Begehrens gesellschaftlich im gleichen Maße anerkannt sei. So könne es vorkommen, dass der Prozess der sexuellen Identitätsfindung für Jugendliche nicht immer unproblematisch vonstatten gehe. Watzlawik entschied sich deshalb, dass es interessant sei von Jugendlichen zu erfahren, von wem sie Unterstützung bei Fragen erhalten, die ihr Intimleben betreffen. Oft erscheinen Eltern und LehrerInnen nicht als adäquate GesprächspartnerInnen, sondern eher Gleichaltrige oder Erwachsene, die einen ähnlichen Erfahrungshorizont in Bezug auf ihre sexuelle Identität haben. Um diese unterschiedlichen Aspekte beleuchten zu können, führte die Autorin eine quantitativ ausgelegte Befragung im Internet durch, an der Jugendliche unterschiedlicher sexueller Orientierungen teilnehmen konnten. Vorteile der Befragung im Internet waren die gewährleistete Anonymität und die freie Entscheidung an der Studie teilzunehmen. Als Nachteil stellte sich jedoch heraus, dass das Medium Internet auch einen determinierenden Faktor darstellen kann, da nicht alle Jugendlichen – z.B. aus familiärfinanziellen Gründen – über die Möglichkeit verfügen, das Internet zu nutzen.

Insgesamt wurden 576 hetero-, homo- oder bisexuelle Jugendliche aus Deutschland (167 weibliche und 409 männliche) und 474 homo- oder bisexuelle Jugendliche aus den USA (274 weibliche und 200 männliche) befragt. Interessanterweise nahmen an der Studie mehr amerikanische bisexuelle Mädchen teil als deutsche und mehr schwule Jungen aus Deutschland als aus den USA. Dies liesse sich damit begründen, dass die Befragung freiwillig war. Auch verfügen amerikanische homo- und bisexuelle Jugendliche über einen größeren FreundInnenkreis als Gleichaltrige in Deutschland. Deutsche gaben an eher wenige FreundInnen zu haben oder sogar EinzelgängerInnen zu sein. Bezüglich des Zeitpunkts, wann Jugendliche sich ihrer sexuellen Orientierung zum ersten Mal bewusst werden, stellte sich heraus, dass dies bei den meisten amerikanischen Jugendlichen früher geschieht als bei deutschen Jugendlichen (zwischen 12,0 und 12,8 Jahren in den USA im Vergleich zu 12,8 und 13,2 Jahren in Deutschland).

Doch wie reagieren homo- und bisexuelle Jugendliche auf das Bewusstsein der sexuellen Orientierung? Bei dieser Frage war die Nationalität nicht entscheidend, da je Land drei ähnliche Hauptgründe am häufigsten genannt wurden: Diese waren z.B. Unklarheit, Panik und Verzweiflung oder ein ‚Nicht-Wahrhaben-Wollen‘. Deutlich mehr bisexuelle Jugendliche in den USA erleben die erste Reaktion auf ihre sexuelle Orientierung als unproblematisch und insgesamt bekamen mehr amerikanische homosexuelle Jugendliche positive Reaktionen auf ihr *coming out*. Dabei muss jedoch darauf aufmerksam gemacht werden, dass positiv konnotierte Reaktionen insgesamt, unabhängig vom Land, eher selten waren. Watzlawik ging in ihrer Befragung noch einen Schritt weiter und wollte wissen, ob Jugendliche mit ihrer sexuellen Orientierung überhaupt zufrieden seien. Es stellte sich heraus, dass im Durchschnitt bisexuelle Jugendliche in Deutschland und den USA unzufriedener sind als gleichaltrige homosexuelle Jugendliche. Wobei rund ein Drittel der homosexuellen Jugendlichen

angaben, nicht zufrieden zu sein und bisexuelle Jugendliche dementsprechend noch seltenerangaben zufrieden zu sein. Als ‚Wunsch-Orientierung‘ wurde oft eine heterosexuelle Orientierung genannt, da diese als ‚normaler‘ erscheine und das Leben sich somit einfacher gestalten ließe. Heraus sticht die Antwort einiger homosexueller Jugendlicher in den USA: Diese begründen ihre heterosexuelle Wunschorientierung mit religiösen Aspekten und äußern, dass homosexuelles Begehren eine Sünde sei. Deutsche homosexuelle Jugendliche dagegen begründen ihren Wunsch heterosexuell zu sein nur damit, dass es einfacher sei, da ja ‚alle‘ so seien.

Doch wie sieht es mit eine/m/r AnsprechpartnerIn aus, wenn Themen über Gefühle und Gedanken während der Phase der sexuellen Orientierung auftreten? Es scheint unwichtig zu sein, welche sexuelle Orientierung der/die Jugendliche hat. In der Regel sind es Mädchen, die häufiger ein klärendes Gespräch suchten. Trotzdem suchten sich weit weniger als die Hälfte der homo- und bisexuellen Jugendlichen eine Person zum Reden. Bei der Gesprächsperson handelte es sich in erster Linie um FreundInnen, gefolgt von der Mutter bzw. den Eltern. Augenfalligerweise suchten homo- und bisexuelle Jugendliche sich auch häufiger AnsprechpartnerInnen aus Internetbekanntschaften. Eine Gesprächsperson zu finden scheint am schwersten für bi- und heterosexuelle Jungen zu sein. Diese würden eine männliche Ansprechperson bevorzugen. Ein Drittel der bisexuellen Jugendlichen können sich überhaupt nicht vorstellen, mit jemandem über ihre sexuelle Orientierung und die damit verbundenen Gefühle und Gedanken zu sprechen. Die Folge sei wie die Autorin feststellt, dass ihnen ein Austausch über diesen wichtigen Teil ihrer Persönlichkeit verschlossen bleibe.

So weit müsse es jedoch nicht kommen meint Watzlawik, wenn Informationen über sexuelle Orientierungen nicht mit Klischees beladen wären. Diese seien nicht hilfreich, wenn es darum geht, gesellschaftliche Vorurteile abzubauen. Bi- und homosexuellen Jugendlichen würde es dementsprechend schwerer fallen, sich zurecht zu finden, oder sie würden nur schwer einen selbstsicheren Umgang mit negativen Reaktionen lernen. Um dem entgegen zu wirken, wäre in Institutionen wie der Schule ein Sexualkundeunterricht angebracht, der die Realität homo- und bisexueller Identitäten besser widerspiegelt und nicht mit heteronormativen Klischees arbeitet. Es sollte ein gesamtgesellschaftliches Ziel sein, nicht-heterosexuelle Beziehungen in einen positiven Kontext zu setzen, um so Jugendlichen Vorbilder anbieten zu können und Stigmatisierungen entgegenzuwirken.

Folglich bietet meiner Ansicht nach Watzlawiks Buch einen sehr guten Einstieg in das Thema sexueller Orientierung Jugendlicher und liefert Grundlagen für Nachfolgebefragungen, die sich mit dieser Thematik auseinandersetzen möchten. Zusätzlich könnten im Bereich Jugendarbeit einige der Ergebnisse wertvoll sein, um die Sexualaufklärung für Jugendliche strukturell zu verändern und so besser an ihre Bedürfnisse anzupassen.

Gisela Wolf

Pädagogik der Vielfalt

Lutz van Dijk/ Barry van Driel (2008) Hg. *Sexuelle Vielfalt lernen – Schulen ohne Homophobie*. Querverlag: Berlin (223 S., 14,90 Euro).

Mit dem Taschenbuch *Sexuelle Vielfalt lernen – Schulen ohne Homophobie* haben Lutz van Dijk und Barry van Driel eine Sammlung vielfältiger pädagogischer Ansätze aus verschiedenen Ländern vorgelegt, die sich alle darauf richten, Homophobie in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen entgegenzutreten. Homophobie wird in dem Buch als Menschenrechtsverletzung betrachtet. Im schulischen Kontext führen homophobe Einstellungen von SchülerInnen und Lehrkräften dazu, dass SchülerInnen und Lehrkräfte, wenn sie lesbisch oder schwul sind oder andere vermuten, sie seien es, schikaniert, beschimpft und angegriffen werden. Homophobie an Schulen verletzt SchülerInnen in ihrer Menschenwürde, macht sie zum Ziel von Diskriminierungen und Angriffen und hindert sie daran, ohne Beeinträchtigungen lernen zu können.

In dem Buch finden sich Konzepte und Erfahrungsberichte aus Südafrika, den USA, der Schweiz, Österreich, Großbritannien und Polen. In allen Bildungseinrichtungen dieser Länder konstatieren die AutorInnen homophobe Einstellungen und homophob motivierte Handlungen bei SchülerInnen, Lehrkräften und Bildungsbehörden. Gleichzeitig arbeiten die AutorInnen deutliche, länderspezifische Unterschiede in Bezug auf die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen pädagogischer Arbeit gegen Homophobie heraus. Eine Berücksichtigung dieser Unterschiede ist für eine Analyse der Hindernisse, die vor der fachlich gebotenen Implementierung pädagogischer Arbeit gegen Homophobie aufgetürmt werden, sehr wichtig. Die Widerstände sind auf unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Ebenen angesiedelt. Während in Deutschland und Spanien die Arbeit gegen Homophobie an Schulen wesentlich dadurch behindert wird, dass sich die meisten Lehrkräfte aufgrund mangelnder Qualifikation nicht in der Lage sehen, ihren SchülerInnen in diesem Themenbereich fachkompetent zu begegnen, die Lehrpläne einer Thematisierung von Homosexualität jedoch nicht entgegen stehen, erließ im Frühjahr 2007 der (damalige) Bildungsminister Giertych aus Polen Richtlinien, nach denen Homosexualität im Schulunterricht in keiner Weise mehr erwähnt werden durfte.

Die sehr defensive These der Herausgeber des Buches, die Arbeit gegen Homophobie an Schulen sei nicht durch eine fundierte wissenschaftliche Diskussion abgesichert, erstaunt angesichts der Tatsache, dass derzeit hinreichend Studien aus Deutschland, Österreich, Großbritannien und den USA belegen, wie SchülerInnen homophob beschimpft werden, LehrerInnen über schwulenfeindliche Witze lachen oder weghören, wenn auf dem Schulhof Jugendliche aufgrund ihrer vermeintlichen Homosexualität angegriffen werden. Das Buch selbst ist voller Fallbeispiele und Studienergebnisse, die das Vorgehen gegen Homophobie für all diejenigen dringend erforderlich machen, die bisher noch Zweifel

daran hegen, dass solche Arbeit notwendig ist. Es werden also erneut Daten zusammengetragen über Jugendliche, die aus homophoben Motiven schikaniert werden. Erneut wird auf Schulverantwortliche hingewiesen, die ihre Aufgabe nicht etwa darin sehen, SchülerInnen vor Angriffen zu schützen, sondern darin, die Arbeit gegen Homophobie aus ihren Schulen fernzuhalten. Jede/-r, die/der in diesem Bereich tätig ist, kennt solche Erfahrungen. Berichte darüber sind leider nach wie vor notwendig, weil es tatsächlich immer noch möglich ist, dass sich Schulverantwortliche der Wahrnehmung des Problems verweigern. Insofern leistet das Buch hier auch eine wichtige Dokumentation der Erfahrungen von Lesben und Schwulen an Schulen.

Die AutorInnen des Buches wollen Veränderungen in Gang bringen und geben eine Fülle konkreter Handlungsbeispiele für die Bildungsarbeit. So bietet das Buch eine Fundgrube an Konzeptbausteinen und Materialhinweisen für die pädagogische Arbeit mit Kindern im Grundschulalter (z.B. in Großbritannien und Deutschland), Jugendlichen (z.B. in Spanien und Deutschland) und Erwachsenen (z.B. in Texas USA und Südafrika) zum Thema Lebensweisen. Es werden Umgangsformen mit fundamentalreligiösen christlichen und moslemischen Menschen vorgestellt. Viele der Bausteine und beschriebenen Konzepte sind praxiserprobt. Eine aktuelle Liste von Aufklärungsprojekten in Deutschland, Österreich und der Schweiz und LehrerInnengruppen ermöglicht die Vernetzung in diesen Ländern. Zahlreiche gut recherchierte Internetlinks erleichtern die Suche nach weiteren Informationen und Beratungsmöglichkeiten.

Es ist recht entlarvend für die Situation im Bildungswesen der beschriebenen Länder, dass die Wege, auf denen Konzepte gegen Homophobie an die Schulen gebracht werden, oft einem Hürdenlauf gleichen. So schildert der spanische Autor Jesús Generelo die Implementierung von Trainingskursen für LehrerInnen in Spanien:

Wir hatten einigen Erfolg, mussten allerdings auch taktvoll sein und zuweilen für Kurse zweideutige Namen wählen, da Referenzen zu Homosexualität Widerstand ausgelöst hätten. Nur so erhielten wir die Zustimmung von SchuldirektorInnen. (S. 87)

Traurig ist auch, dass in dem Buch einige Banalitäten wiederholt werden müssen, so z.B. von Stefan Timmermanns (Deutschland):

Wer die Diskriminierung von Minderheiten abbauen und einen respektvollen Umgang miteinander fördern will, der muss auch das Personal in diesen Bereichen dazu befähigen, d.h. aus- und weiterbilden. (S. 60)

Dieser Satz ist nach wie vor richtig und nimmt die Pädagogischen Hochschulen in die Pflicht. Fast etwas rührend wirkt auf mich der Bericht von Darren Lund über eine Homo-Heteroallianz an einer kanadischen Schule. Als ob Lesben, Schwule und Bisexuelle einer karitativen Zuwendung bedürften und nicht die heterosexuelle Welt einer grundlegenden Gesellschaftsreform. Aber absurde

Situationen, wie das Kussverbot, welches im Dezember 2006 vom Direktor einer Sporthauptschule in Österreich (siehe den Text von Hauberger und Pankratz) gegen zwei Schülerinnen verhängt wurde, oder der Befund, dass nur ein Drittel der Schweizer Lehrkräfte davon ausgeht, dass homo- und bisexuelle Jugendliche in der Schule akzeptiert sind (siehe den Text von Kauer und Wiedmer), verlangen eben unkonventionelle Antworten. Wie die AutorInnen in dem empfehlenswerten Buch von Lutz van Dijk und Barry van Driel zeigen, mangelt es nicht an Ideen und Konzepten.

Annegret Erbes

Heterogenität und Pluralität als Kennzeichen einer Generation – junge Muslime in Deutschland

Wensierski, Hans-Jürgen von/ Claudia Lübcke (2007) Hg. Junge Muslime in Deutschland. Lebenslagen, Aufwuchsprozesse und Jugendkulturen. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich (360 S., 29,90 Euro).

Der von Wensierski/Lübcke herausgegebene Band behandelt das breite Spektrum von Lebenslagen, Jugendkulturen und Prozessen des Aufwachsens junger Muslime in Deutschland und widmet sich damit einer sehr aktuellen und relevanten Thematik. Wensierski/Lübcke werben für einen Perspektivenwechsel, ihr Ziel ist, die Generation junger Muslime als „selbstverständlichen Teil einer pluralistischen Jugendpopulation in Deutschland“ zu identifizieren, und nicht, wie in der bisherigen Jugendforschung üblich, sie in erster Linie unter dem Fokus der Migration oder in religiösen Kontexten zu betrachten (8). Gleichwohl wird davon ausgegangen, dass muslimische Herkunftsmilieus „eine spezifische (pluralistische) Struktur der Jugendphase in modernen Gesellschaften hervorbringen“, wobei allerdings offen bleibe, ob die Prägekraft entsprechender Milieus mehr aus traditionellen Bindungen religiöser Gemeinschaften oder sozialer Lage/Segregation entstehe (ebd.). Es wird deutlich, dass es sich bei jungen Muslimen in Deutschland eher um eine Generation als um eine Gruppe handelt, denn die Lebenslagen dieser Jugendlichen sind weder in erster Linie religiös geprägt noch homogen (9), und entsprechend durchziehen die Begriffe „Heterogenität/Pluralität“ die Texte.

Der Band umfasst sechs Kapitel. Er beginnt mit den Grundlagen des Themas und bündelt anschließend Aufsätze zu Orientierungsmustern muslimischer Jugendlicher. Daran schließen sich Texte zu Religion und Religiosität und zur Sozialisation und Bildung dieser jungen Menschen an. Auf ein Kapitel zu Lebensentwürfen und Jugendkulturen folgen schließlich Artikel zu den sozialen Problemen junger Muslime in Deutschland.

Die Aufsätze widmen sich bekannteren oder populäreren Themen und Grundlagen gleichermaßen wie spezielleren bzw. weniger breit diskutierten Aspekten (z.B. Männlichkeitskonzepten junger muslimischer Männer und

Homosexualität), Geschlechteraspekte werden bezogen auf den ganzen Band breit behandelt. Insgesamt wird ein sehr guter Überblick über den Forschungsstand bzw. die (beträchtlichen) Forschungsdesiderate gegeben.

Im Folgenden werden insbesondere solche Texte dargestellt, die sich explizit auf Genderthematiken beziehen.

Boos-Nünnings Beitrag zur „Religiosität junger Musliminnen im Einwanderungskontext“ beschäftigt sich u.a. mit dem Religionsverständnis und der Stärke der religiösen Bindung junger muslimischer Frauen, dem Zusammenhang zwischen Religiosität und sozialer Integration und dem Tragen des Kopftuchs.

Nökels Aufsatz mit dem Titel „„Neo-Muslimas‘ – Alltags- und Geschlechterpolitiken junger muslimischer Frauen zwischen Religion, Tradition und Moderne“ stellt u.a. den Islam im Selbstverständnis junger Frauen dar, ihre Glaubenspraxis sowie Verschiebungen der Machtbalancen zwischen Generationen und Geschlechtern. Er widmet sich unter der Überschrift „Bin ich eine Emanze?“ der schwierigen Position derjenigen jungen Frauen, die sich unter explizitem Bezug auf den Islam („Sie erheben Anspruch auf die Freiheiten, die sie in Koran und Hadith zugesichert finden“) „von einem Regime der (patriarchalen) Tradition und Unterordnung distanzieren, das sie mit der Müttergeneration verbinden“. Es wird eindrücklich dargestellt, wie diese jungen Frauen daher gleichermaßen zwischen die Fronten von VertreterInnen konservativer und liberaler Orientierungen geraten (152).

Gegenstand des Beitrags von Mertol sind „Männlichkeitskonzepte von Jungen mit türkischem Migrationshintergrund“. Seine zentrale These ist, dass die Geschlechtervorstellungen Jugendlicher von der Gleichzeitigkeit traditioneller und modernisierter Orientierungen geprägt sind. Unter Bezug auf Connell und Brandes geht Mertol u.a. auf die „geschlechtsspezifische“ Erziehung von Jungen in türkischen Familien, auf das Konzept der Ehre in seiner Bedeutung für Männlichkeit sowie auf die Männlichkeitsbilder dieser Jungen ein. Dieser Beitrag ist deshalb besonders lesenswert, weil die Ergebnisse von Mertols eigener Studie, die auf einer nur sehr kleinen Fallzahl beruht ($n = 5$), umfassend mit vertiefenden Informationen unterfüttert werden.

Straßburger bezieht sich in ihrem Aufsatz „Auf die Liebe kommt es an! Beziehungsideale und -entscheidungen junger Muslime in Deutschland“ auf die Ergebnisse unterschiedlicher Studien bspw. zu den Themen Jungfräulichkeit, PartnerInnenideal und -wahl. In ihrem Fazit stellt sie „einen Pluralismus in den Konzepten biographischer Lebensführung und den familialen Lebensformen“ fest, wobei das entsprechende Spektrum nicht mit den häufig verwendeten dichotomen Etiketten wie „traditionell“ vs. „modern“ angemessen beschrieben werden könne (209). Vielmehr werde ein Bemühen der jungen Muslime sichtbar, „orientalisch“ geprägte „Formen von Familienorientierung und Familienstrukturen mit den Mustern einer westlich individualisierten Lebensführung zu verbinden“ (ebd.).

In ihrem Beitrag „Zwischen Tabu und Liberalisierung – Zur Sexualität junger Muslime“ stellen Schäfer/Schwarz umfangreiche empirische Befunde zu Themen wie Sexuaufklärung in muslimischen Milieus, zum Virginitätsgebot sowie zu

sexuellen Erfahrungen muslimischer Frauen und Männer dar. Bestätigt werden konnte die Eingangsthese, dass sich junge Muslime in Deutschland „gewissermaßen in einem Dilemma“ befinden, nämlich zwischen der Sexualmoral der 50er Jahre, bezogen auf das familiäre Herkunftsmilieu, und der Sexualmoral der 90er Jahre, bezogen auf Gesellschaft, Öffentlichkeit und Kultur (278). Die Sexualentwicklung und -moral junger Muslime mache, so Schäfer/Schwarz, „in ersten Umrissen“ einen Wandel der hegemonialen muslimischen Sexualmoral sichtbar (279).

Der Aufsatz „Homosexualität junger Muslime – Anmerkungen zu gleichgeschlechtlichen Sexualkontakten unter Männern in Westeuropa“ von Bochow schließlich gibt entlang der gedanklichen Linien Sozialisation in patriarchal geprägten Familien, Männerfreundschaften, Ablehnung von Homosexualität, Ehre und Männlichkeitskult ebenfalls neue und interessante Einblicke.

Neben diesen gibt es viele weitere wichtige und interessante Beiträge, die ebenfalls sehr lesenswert sind und auch Genderthematiken mehr oder weniger ausgeprägt mitbehandeln.

Die Texte eignen sich sowohl dafür, einen umfassenden Überblick über den Forschungsstand zu gewinnen, als auch zum Einstieg in unterschiedliche Aspekte von Lebenslagen, Aufwuchsprozesse und Jugendkulturen junger Muslime in Deutschland. Dieser Band ist nicht nur sehr informativ, sondern macht Lust, sich weiter mit dem Thema zu beschäftigen.

Rezensionen zum Thema
,Kinder- und Jugendbücher, Kinderfilm‘



Caroline Günther

Wie jetzt: Echs oder Ex? – Nadia Buddes sprachverspielte Kinderbücher (freigegeben auch für Erwachsene)

Nadia Budde (1999) *Eins Zwei Drei Tier*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag (18 S., 11,00 Euro);

Dies. (2000) *Trauriger Tiger toastet Tomaten. Ein ABC*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag (48 S., 15,50 Euro);

Dies. (2002) *Kurz nach sechs kommt die Echs*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag (32 S., 12,90 Euro);

Dies. (2004) *Flosse, Fell und Federbett*. Wuppertal: Peter Hammer Verlag (28 S., 12,90 Euro).

Ich leide an Bibliophilie. Ich lese viel und gerne und: Ich liebe Bücher. Dass mein unstillbares Verlangen nach Büchern im wahrsten Sinne des Wortes als Leidenschaft bezeichnet werden kann – als etwas, das Leiden schafft –, fällt mir meistens dann frappierend auf, wenn ich Kinderbücher in die Hand nehme. Ich möchte damit nicht sagen, dass es keine – in meinen Augen eher zu viele – schlechte Bücher für geübte Lesende gibt, die unter dem Begriff Literatur gehandelt werden, solche Bücher, bei denen ich mich zwingend frage, wie ein Verlag so etwas nur in Druck und dann auch noch in den Handel geben kann, ohne vor Scham zu erröten. Doch gehäuft bei Büchern für Kinder steht mir die Ungläubigkeit wie riesige Fragezeichen unübersehbar ins Gesicht geschrieben, und dass sich meine Augen nicht mit Tränen füllen, ich in lautes Wutgeschrei ausbreche oder meinen Kopf apathisch gegen die Wand schlage, verdanke ich bzw. meine direkte Umwelt meiner so nachhaltigen und wirkmächtigen Sozialisation in Selbstdisziplinierung. Umso erfreulicher scheint es mir, dass sich neben diesen Blättern – die maximal als Kotztuch Einsatz finden, das man freudig und schwungvoll in den stinkenden Mülleimer wirft – auch solche Kinderbücher auf dem Markt zirkulieren, die bei den Jüngeren nicht nur Entdeckungsgeist und Sprachexperimentierfreude wecken, sondern auch den Älteren und Lese- sowie Welterfahreneren durch ungewöhnliche Illustrationen und überlegte Sprachspiele ein Grinsen ins Gesicht zaubern.

Vier Bücher der beschriebenen Art, Bücher, die mich zum Schmunzeln und mein Kind zum Nachdenken und Nachfragen bringen und, ganz nebenbei, renommierte Preise eingefahren haben, stelle ich im Folgenden vor. Allesamt sind sie von Nadia Budde, einer in Berlin lebenden Kinderbuchautorin, ver-

fasst und illustriert sowie mit klanghaften Titeln versehen: *Eins Zwei Drei Tier* (1999), *Trauriger Tiger toastet Tomaten* (2000), *Kurz nach sechs kommt die Echs* (2002) und *Flosse, Fell und Federbett* (2004).

Nicht am Anfang, sondern im Mittelpunkt steht das Wort, stehen Sprache, Schriftbild und Illustration in Nadia Buddes Kinderbüchern. Die den einzelnen Aussagen zugewiesenen, diese ergänzenden sowie unterminierenden Bilder lassen mich in ihrer Kombination mit dem Sprachwitz Buddes sofort an Wilhelm Buschs Bildergeschichten denken. Doch während sich die Diskrepanzen von Wort und Bild bei Busch auf die Eigenmächtigkeit und Handlungsfähigkeit von Artefakten beziehen, bspw. einer Gießkanne, deren Hals von einem Bild zum nächsten zu wachsen scheint und so die fromme Helene kopfüber die Treppe hinunter befördert, äußern sich dieselben in Nadia Buddes *Flosse, Fell und Federbett* und *Kurz nach sechs kommt die Echs* auf einer anderen Ebene: In Buddes Texten verweisen Diskrepanzen von Wort und Bild auf blickwinkelgebundenes Verstehen und auf die sprachlichen Zeichen inhärenten Interpretationsspielräume sowie Leerstellen konkreter sprachlicher Äußerungen.

In der Gute-Nacht-Geschichte *Flosse, Fell und Federbett* macht ein Kuschelbär ‚seinem‘ Kind (oder umgekehrt?), das selbst nach dem Zählen von 8417 Schäfchen nicht einschlafen kann, mehrere thematische Vorschläge für mögliche Gute-Nacht-Geschichten, anstatt eine Geschichte zu erzählen. Und das so lange, bis das Kind, erleichtert über den beendeten Sprachrausch des Bären, ermüdet und ermattet von den vielen in seinen Kopf gesetzten absurden Bildern einschläft. Zu Beginn der Geschichte findet das Kind Gefallen an den vom Bären eröffneten Möglichkeiten, z.B. an den Vorstellungen mit Motten zu trotten, mit Hasen zu rasen, mit Hechten zu fechten oder mit Meisen zu verreisen. Doch im Laufe der Auflistung von Möglichkeiten weicht dieses Interesse einer sich im Gesichtsausdruck des Kindes niederschlagenden Skepsis gegenüber den gut gemeinten Einschlafhilfen und in die inhaltlich in ihrer Unmöglichkeit und Irrealität stabilen Ideen des Bären schleichen sich vonseiten des Kindes Brüche der Interpretation ein. So wähnt sich das Kind beim „mit Salamandern Wandern“ (18) verfolgt und bedroht von zwei, sich in die grinsende Salamandergruppe eingeschlichenen und nur einem aufmerksamen Auge auffallenden zähnefletschenden Krokodilen, die dem Kind den gemütlichen Spaziergang verleiden. Oder es stößt beim „mit Eulen Heulen“ (22 f) auf ein stattliches Exemplar der Gattung, das, anstatt wie die anderen bedächtig vor sich hin zu singen, grimmig und gar nicht freundlich dem Kind direkt und zielsicher ins Ohr schreit, so dass diesem nichts anderes übrig bleibt, als sich dieselben zuzuhalten, was selbstverständlich auch dem Eulenhulvergnügen ein jähes Ende setzt.



Abb. 1: mit Salamandern wandern

Während (m)einem diesen Text rezipierenden Kind die eben beschriebenen Brüche in erster Linie als Ausbrüche einzelner Tiere auffallen und zugänglich sind, vielleicht auch als Versuch des Aufbegehrens gegen Ordnungsstrukturen, erschließen sie sich mir als geübter und in strukturalistischen Überlegungen versierter Leserin als Verbildlichung der Ambiguität und Arbitrarität sprachlicher Zeichen sowie in einer postmodern-dekonstruktivistischen Sicht auf das Verhältnis von Signifikat und Signifikant als kontingente Produkte kultureller Aushandlungsprozesse von Bedeutungen, die keine absoluten Inhalte transportieren, je nach (Wissens-)Stand und Blickwinkel gelesen sowie dekonstruiert und damit resignifiziert werden können. Verdeutlicht wird damit in den beiden genannten Büchern der Einfluss der Lesenden auf die Gestaltung und Ordnung eines Textes, dessen Inhalte sich durch den Akt des Lesens und in den Augen der Lesenden formieren und eher in den Text hinein- denn herausgelesen werden. Intentionen und Inhalte erscheinen nicht als dem Text *per se* inhärent, sondern als aktive Konstruktionsleistungen der Lesenden auf der Grundlage situierten Wissens. Und wer kennt in diesem Kontext nicht die im Erwachsenenalter einsetzende Erkenntnis eines in der Kindheit ‚falsch‘ verstandenen Wortes, der Blitz der Erleuchtung im Moment des Verstehens und das anschließende aus der Tiefe des Herzens aufsteigende Lachen über die eigenen Scheuklappen. Denn wer kommt nun morgens früh um sechs: die Hex, die Echs oder die Ex?

Mit der Resignifizierung bin ich an einem weiteren Punkt angelangt, der mich die Bücher Nadia Buddes zur Lektüre sowohl für Kinder als auch für (kindliche) Erwachsene empfehlen lässt. Und an dieser Stelle bringe ich ‚Geschlecht‘ als Kategorie ins fluktuierende Spiel der Signifikanten. Obwohl ‚Geschlecht‘ von Budde nicht explizit verhandelt wird, weder kritisch reflektiert noch naiv re-/produziert, denn dafür sind die Darstellungen zu vielfältig und zu unterschiedlich – vielleicht im doppelten Sinne am deutlichsten zu umschreiben mit der Redewendung ‚Geschlecht ist in den Büchern Buddes kein Thema‘, weder umgangssprachlich noch im wörtlichen Sinn –, findet sich in *Kurz nach sechs*

kommt die Echs (hier also Echs, nicht Ex, auch wenn das in unseren Gender-Kontext gut passen würde) eine resignifizierte und resignifizierende Darstellung einer Hexe, wie ich sie meinem Kind viel lieber vermittele als über das Bild der viel zu bekannten bösen und hässlichen Hexe Grimm'scher Märchen.

Die nach einem langen und öden Arbeitstag am Computer heimkehrende Echs trifft, nachdem sie Alltägliches wie Kochen und Fernsehen hinter sich gebracht hat, im Traum auf eine Hexe (keine Fee, allerdings erschließt sich das den Rezipierenden nicht durch explizite Benennung als solche, sondern einerseits über den Reim (Echs – Hex) sowie andererseits durch ein auf den Gürtel der Hex aufgesetztes „H“), die der Echs die Möglichkeit gibt, Wünsche zu äußern und diese, allerdings in modifizierter Form, auch erfüllt. Zum Tragen kommt bzw. zum Verhängnis wird auch hier die Ambiguität sprachlicher Zeichen und die auf verschiedenen Blickwinkeln beruhende Interpretation derselben. Denn woher soll bitte die nette und freundlich lächelnde Hex, die vielleicht einen Hang zu S/M hat – man weiß es nicht –, wissen, dass sich die Echs unter „etwas Schmuck vom Juwelier“ (18) kein breites Dornenhalsband vorstellt oder unter „ein kleines treues Tier“ (19) keinen Kampfhund – etwas Treueres, das eine_n selbst dazu noch uneigennützig schützt, ist doch unvorstellbar, oder? Trotz oder gerade wegen ihrer von den Vorstellungen und Erwartungen der Echs divergierenden Interpretationen einzelner Wünsche erscheint die Figur der Hexe positiv konnotiert, als jemand, die Wünsche erfüllt bzw. sich darum ehrlich bemüht, wobei die Nähe zur Zauberei, die bzw. deren Unterstellung, wie wir wissen, für als solche titulierte Frauen im Zeitalter der Inquisition zum Verhängnis wurde, beibehalten wird. Das tradierte Bild der Hexe erfährt so eine Resignifizierung: Nicht länger verkörpert sie das Hässliche, Böse und Unheilbringende, sondern das Freundliche, Gutmütige und Wundervolle.



Abb. 2: „etwas Schmuck vom Juwelier“

Geradezu subversiv agiert der Text *Kurz nach sechs kommt die Echs* hinsichtlich geschlechtlicher Konnotationen und Codierungen von Kleidungsstücken und Kompetenzen. Die Zusammenführung des weiblichen Artikels (die Echs) und der Krawatte (einerseits als Signum für Arbeit, andererseits als Hinweis auf Geschlechtszugehörigkeit sowie in Verbindung als Zeichen für vergeschlechtlichte Arbeitsfelder) in der Figur der Echs, löst gesellschaftlich immer noch mit Männlichkeit etikettierte Krawatten von der Geschlechterdimension ab und steuert damit einer Resignifizierung der Krawatte als Zei-

chen für Männlichkeit sowie männliche (Berufs-)Kompetenz entgegen, auch wenn sie Krawatten weiterhin mit Arbeit in Beziehung setzt (sie eignen sich darüber hinaus hervorragend, um Hände an ein Bettgestell zu fesseln, aber vielleicht nicht in diesem Sinn für die Darstellung in einem Kinderbuch). Das Tragen von Krawatten erlaubt also nicht länger, auf ‚das Geschlecht‘ bzw. auf (geschlechtlich konnotierte) Eigenschaften der/des Tragenden zu schließen. Da im Büro der Echs keine Krawattenpflicht herrscht, erscheint das Tragen von Krawatten nicht als Voraussetzung für die Arbeit an und mit dem Computer. Dennoch führt die Resignifizierung von Krawatten auch zu Umbrüchen in der Konzeption von vergeschlechtlichten Arbeitsfeldern, im vorliegenden Beispiel zu einer Subversion der Konstruktion von Computerarbeit als ‚Männerarbeit‘.



Abb. 3: „Wir“

‚Geschlecht‘ als Gesellschaftsstruktur- oder Identitätskategorie explizit zu thematisieren und kritisch zu verhandeln, kann für die Darstellungen Nadia Buddes trotz der Resignifizierungen der Figur der Hexe, der Krawatte sowie des vergeschlechtlichten Tätigkeitsbereichs rund um Computer nicht als durchweg positives Merkmal ihrer Bücher konstatiert werden. Die Bücher, in denen die Protagonist_innen als Tiere konzipiert sind, halten einer genderkritischen Lektüre noch am ehesten stand. Sie zeichnen sich oftmals aus durch ein *undoing gender*, dadurch dass ‚Geschlecht‘ durch die Nichtthematisierung einfach keine Relevanz zugewiesen bekommt. Geschlechtszugehörigkeit, wird sie denn dargestellt, vermittelt sich über Details. Manchmal reicht ein einziges, als Geschlechtsmarker tradiertes Zeichen aus, um mich eine Figur geschlechtlich interpretieren zu lassen (Sollte ich mein Kind mal nach dessen geschlechtlicher Einschätzung der einzelnen Figuren fragen oder das hier einfach aus meinem stereotyp geschlechtlich sozialisierten Blickwinkel so stehen lassen, um damit

meinem Versuch die Treue zu halten, ‚Geschlecht‘ in der Erziehung meines Kindes so selten als möglich als relevant zu erklären und wenn, dann nicht zweigeschlechtlich heterosexuell?). In anderen Fällen hingegen werden einzelne Details kombiniert (auch mit sprachlichen Bezeichnungen), so dass ‚Geschlecht‘ einfach nicht ausgeblendet werden kann. So lässt das Vorhandensein von Wimpern meistens, jedoch nicht immer, auf Weiblichkeit schließen. In *Eins Zwei Drei Tier* weisen Klara und Luzi auf manchen Bildern Wimpern auf, jedoch nicht auf allen, dafür aber immer einen Rock. Andererseits ist aber auch eine der vier Bienen, die keine Kleidung trägt, mit Wimpern versehen, die ich aber und trotz der Kombination mit langem Haar nicht als weiblicher wahrnehme als bspw. die Biene mit den schwarzen kurzen Haaren und ohne Wimpern.

Am häufigsten und am explizitesten, aber auch stereotyp und klischeehaft thematisiert werden ‚Geschlecht‘, ‚Sexualität‘ und ‚sexuelle Orientierung‘ in *Trauriger Tiger toastet Tomaten*. Hier wird uns Fischer Fritzes Frau Frida vorgeführt – mit Kleid und Wimpern –, die immer freitags anstelle ihres Mannes fischen gehen muss, widerwillig, gelangweilt, und am Ende doch nur einen Föhn, einen Fußlappen, einen Federball und eine Flasche Fett an Land zieht: Eine unfähige Frau und Fischen als Männerdomäne? Oder Otilie und Oskar mitsamt ihren geschlechtsdeterminierten Essgewohnheiten, die sich auf die Gemütsstimmung ihrer Backöfen in der Art auswirken, dass Otilies Ofenröhre rot und warm leuchtet und lacht, während Oskar eine blaue, kalte Röhre besitzt, deren Griff-zum-Öffnen-der-Backofenklappe-Mundwinkel nach unten hängen. Bei wem gibt es wohl kalte Ölsardinen aus der Dose und bei wem „Omelett, oder Ochsenoberschenkel im Orangensoßenbett und Oblaten oder Obstbrei“ (28)?

Da Thematisierungen und Darstellungen von ‚Sexualität‘ bzw. ‚sexueller Orientierung‘ in Kinderbüchern traditionell nichts zu suchen haben – außer wenn sie als Thema explizit gewählt werden, wie bspw. in den wenigen Büchern über gleichgeschlechtliche Eltern- oder Liebespaare sowie in Schriften zur geschlechtlichen und/oder sexuellen ‚Aufklärung‘ –, sind die wenigen Anspielungen in den Büchern Buddes nur für ausgewachsene Lesende erkenntlich. In *Trauriger Tiger toastet Tomaten* tauchen sowohl Sodomie als auch Schwulsein bzw. Transvestitismus – eine klare Zuordnung kann hier meiner Meinung nach nicht erfolgen – in humoristischer Darstellung auf und verweisen damit implizit auf den diesen sexuellen Praktiken zugeschriebenen devianten Charakter von der Norm der Heterosexualität. Denn Heterosexualität erfährt weder eine explizite noch eine ironische oder humoristische Erwähnung und wird damit als unhinterfragte Norm re-/produziert. In Dora, die dauernd an Dick den Dackel denkt, die sich beschämt und des Normübertritts ihrer Begierde bewusst, verlegen die Hand vor den Mund legt im vergeblichen Versuch, einen tabuisierten Gedanken zu verschweigen, dokumentiert sich die Konzeption von Sodomie als Abweichung. Während ein auf Tiere ausgerichtetes Begehren wie im Fall Doras von den dieses verspürenden Figuren also selbst als Normbruch erfahren wird, erscheint die Darstellung der drei Schwulen (oder Drags oder Prinz mit Gefolge?) Peter, Paul und Prinz Pudernudel als klischeebeladen und einfältig. Da sitzen die drei in langen Gewändern auf ihren Kronen besetzten Sesseln, befühlen den richti-

gen Sitz ihrer Langhaarperückenfrisuren, die Krone auf dem Haupt, gestutztes Bärtchen, getuschte Wimpern, und betrachten ihr Bild im Spiegel bei Pianogedudel. Und der Pudel? Langweilt sich so lange bis auch er mitspielen darf, denn „die Perücke von Prinz Pudernudel passt am besten zu Peters Pudel“ (31). Und ob nun Pudel oder Prinz Pudernudel, einer ist doch immer eingeschnappt und fühlt sich verraten und ausgeschlossen, schmolzt im Tuntenfummel zum Inszenierungsrummel. Denn so läuft es nun mal in Schwulenkreisen, das weiß doch jedes Kind – oder bekommt es eben durch solche Darstellungen suggeriert!

Anhand der Nichtthematisierung von Heterosexualität und der ins Lächerliche gezogenen Homosexualität dokumentieren sich in *Trauriger Tiger toastet Tomaten* Anspielungen auf ‚Sexualität‘ bzw. ‚sexuelle Orientierung‘, wenn sie als solche gedeutet werden, überwiegend als Heteronormativität, wodurch diese re-/produziert und naturalisiert wird.

Neben den Reimen, die den Zugang zu den Texten durch ihre Rhythmik und Sprachmelodie erleichtern, und den Inhalten der Geschichten, die einen wichtigen Aspekt des Lebens der Kinder direkt betreffen – den abendlichen Kampf ums Ins-Bett-Gehen und das Einschlafen, obwohl man ja noch gar nicht müde ist –, sind es vor allem die Illustrationen, die wortwörtlich ins Auge springen. Nadia Buddes Darstellungen von Tieren und Menschen speisen sich nicht aus dem Versuch, Vorlagen für Selbstgestaltungen zu liefern oder als Identifikationsgrundlage zu dienen. Wir begegnen keinen Prinzessinnen, nach deren Schönheit und Eleganz gestrebt werden kann, und keinen tapferen und starken Rittern, die zum Vorbild werden können. Und die Frage, was aus Kindern wird, die sich die grüne Echs mit lilafarbener Krawatte, langweiliger Arbeit und ödem Tagesablauf zum Vorbild für ihre weitere Lebensgestaltung nehmen, verliert dann an Relevanz, wenn man sich das fröhliche Gesicht der Echs anschaut: Nicht im mindesten gestresst vom Weckergeklengel morgens früh um sechs, sondern eine Stunde wach und zufrieden im Bett verbringend, macht sie sich um sieben rennend und lächelnd auf ihren Weg zum Bus und Tag träumend zur Arbeit, Eintönigkeit nicht als Langeweile wahrnehmend und zu erfreuen durch nicht mehr und nicht weniger als schöne Träume. Wer wünscht sich nicht für das eigene Kind, gerade im Zeitalter der Schnellebigkeit, des Konkurrenzdrucks und Aufstiegstrebens, solch anspruchslose Zufriedenheit und Freude? Identifikationen sind aufgrund der Darstellungen, die nicht realistisch sein sollen und auch keinem Kindchenschema des ‚Ach, wie süß‘ folgen, jedenfalls weitestgehend ausgeschlossen, so dass die Eltern/Erziehungsberechtigten – und das ist als durchweg positive Konsequenz formuliert – schon einmal nicht in die Verlegenheit kommen, mit ausgefahrenen Ellbogen und leerem Blick Sammelaufklebern mit der Echs oder einem Trauriger-Tiger-Kuscheltier *made in China* in überfüllten Mainstreamkaufhausketten hinterher zu jagen. Eher dürfen sie mit dem Kind über die abstrakt philosophischen Grundfragen ‚Wer bin ich?‘, ‚Wo bin ich?‘ und ‚Was spielt das für eine Rolle für was?‘ diskutieren. So bietet sich bspw. an, das Kind in Zusammenhang mit dem einsamen, etwas eitlen Elch, der ein Eilpaket erhält, das einen Spiegel enthält, somit den Elch selbst und diesen, anstatt von sich selbst abzulenken, multipliziert und in dif-

ferenzierte Räume katapultiert, mit Foucaults einprägsamen Aphorismus „Ich bin, wo ich nicht bin, gleichsam ein Schatten“ (Foucault 2006, [1967], 321) zu konfrontieren und dem Sprössling am Beispiel von Spiegeln und Spiegelungen mit poststrukturalistischen Überlegungen zu identitären Selbst- und Fremdverortungen sowie -konzeptionen vor den Kopf zu stoßen oder Flausen in den Kopf zu setzen – je nach Situierung.

Die von mir rezensierten Bücher Nadia Buddes geben keine (Lebens-)Anleitungen und liefern keine Problemumgangs- und -lösungsstrategien. Im Zentrum stehen Funktionen und Strukturen der deutschen Sprache. In diesem Punkt der Sprachversiertheit und des Wortwitzes, die keiner langen, ausgefeilten Sätze, sondern lediglich einiger weniger Worte bedürfen, um die Lesenden in ihren Bann zu ziehen, sind die Geschichten Buddes meiner Meinung nach am stärksten. Auf subtile Arten vermitteln sie Sprachrhythmiken, Sprachstrukturen und Sprachwirkungen durch den Einsatz von Assonanzen, Alliterationen, Distinktionen, Parallelismen, *Figura etymologica* und Paronomasien. *Eins Zwei Drei Tier*, das bereits von Kindern unter zwei Jahren rezipiert werden kann und im Jahr 2000 mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet wurde, beschäftigt sich mit dem Aufzeigen von Gleichwertigkeit und Vielfalt von Körper- und Raumgestaltungsmöglichkeiten, vorgeführt an einzelnen Tieren und verbunden durch Reime. *Trauriger Tiger toastet Tomaten*, das sich an Kinder richtet, die bereits ein Gefühl und ein erstes Verständnis für Sprachstrukturen ausgebildet haben, stellt das deutsche Alphabet vor, dokumentiert einzelne Buchstaben als kleinste Einheiten der Sprache, die, zusammengesetzt und unterschiedlich kombiniert, die strukturelle Gesamtheit der Sprache bilden. *Kurz nach sechs kommt die Echs und Flosse, Fell und Federbett* visualisieren die Macht von Sprache, Bilder hervorzurufen, Handlungen zu vollziehen, in ihren Wirkungen determiniert zu sein von den Erfahrungshintergründen und Wissensbeständen der Adressat_innen und damit interpretier- sowie niemals in Gänze steuer- und kontrollierbar zu sein.

Viele Aussagen hingegen bleiben Kindern in einer ersten Lektüre unverständlich, Anspielungen verschlossen, da sie sich auf tradiertes, volkstümliches Wissen beziehen, entscheidend auch auf Wissen um Redewendungen, das man sich im Lauf des Lebens erwirbt und auf das Kinder nicht zurückgreifen können. Daher sehen sich Vorlesende häufig mit Verständnisfragen konfrontiert, die zu beantworten bzw. zu diskutieren einerseits selbstverständlich der Ausdifferenzierung von Wissen des Kindes dienen und damit als förderlich bezeichnet werden können, andererseits aber auch eine Lektüre (zeit- und erklärungs-)aufwendig gestalten, was für leider auch so oft viel zu beschäftigte Eltern/Erziehungsberechtigte/Betreuende nicht immer ohne Weiteres zu bewerkstelligen ist. Gleichzeitig bedingen aber genau jene Textstellen das Grinsen, das sich beim Lesen der Bücher Buddes so oft scheinbar wie von selbst einstellt, jedoch zurückgeht auf die Kompetenz Buddes, auf eine Weise mit Wörtern zu spielen und Anspielungen zu jonglieren, die ich in vielen (Kinder-)Büchern vermisste.

Durchzogen sind alle vier Bücher von unterschiedlichen Verständnisebenen, die es verschiedenen Altersgruppen ermöglichen, Spaß an der Lektüre zu empfinden. Bei mir kommt zum Spaß entscheidend auch Inspiration und Spielfreude hinzu. Denn während ich hier sitze, schreibe und über die vier Kinderbücher nachdenke, formieren sich in meinem Kopf und vor meinem inneren Auge, federleicht und zugleich gedankenschwer, Ideen zu Inspirationen und zu Buchstaben und Linien zu Buchstaben und zu Worten und Bilder zu Worten und zu Reimen und wiederum zu Bildern. Versuche nur mal Spaßes halber dir Illustrationen zu den folgenden, in Anlehnung an Buddes *Flosse*, *Fell* und *Federbett* entstandenen Wortspielen auszumalen:

Was möchtest du tun? Entscheide dich hier. Möchtest du vielleicht mit mir und ein paar Katzen abkratzen? Oder mit knackigen Wanzen eng umschlungen Stehblues tanzen? Geilen Stieren nachgieren, mit Erdhummeln rumfummeln, mit Hammeln rammeln, mit Zicken ficken, mit Mösen dösen, es hinter privaten Scheiben öffentlich treiben oder schlappe Ratten begatten? Vielleicht wünschst du dir mit dem kessen Vater und einem heftigen Kater einen Besuch im Prater oder willst mit betrunkenen Tunten schunkeln und später im Dunkeln gut munkeln, vielleicht den *Stone Butch Blues* spielen oder mir hier wegen ein paar Sexismen *Gender Trouble* machen? Na, siehst du, mit einer ausbaufähigen und fantasievollen Primärliteratur, ein bisschen Ansporn und einschlägigem Bildmaterial macht doch selbst das Den-Kleinsten-Gute-Nacht-Geschichten-Vorlesen richtig Spaß.

Tina-Karen Pusse

Der Widerspenstigen Zähmung

Cornelia Funke (2003): *Tintenherz*. Hamburg: Dressler, (568 S., 19,90 Euro);

Dies. (2005) *Tintenblut*. Hamburg: Dressler, (723 S., 22,90 Euro);

Dies. (2007) *Tintentod*. Hamburg: Dressler, (760 S., 22,90 Euro).

Cornelia Funkes Tinten-Trilogie lässt sich in jenes Genre der Kinderliteratur einreihen, in dem die Grenzen zwischen parallelen Welten überschreitbar werden. Die Pforte zwischen diesen Welten öffnet dabei aber weniger ein magischer Gegenstand (wie z.B. in Philip Pullmans *His Dark Materials* oder C.S. Lewis *Narnia Chronicles* oder sogar in Michael Endes *Unendlicher Geschichte* – in der der magische Gegenstand ein Buch ist) sondern vielmehr eine seltene Fähigkeit: so intensiv vorzulesen, dass die Metapher vom ‚Lebendigwerden der Figuren‘ plötzlich buchstäblich zu nehmen ist. Doch für jede aus einem Buch herausgelesene Figur verschwindet ein anderes Lebewesen aus der Realität in die Geschichte. Der lesesüchtige Buchbinder Mo entdeckt diese Fähigkeit auf tragische Weise. Als er seiner Frau und seiner kleinen Tochter eines abends *Tintenherz* vorliest, einen Roman, der in einer eher mittelalterlichen Zauberwelt

spielt und in der ein Feuerschlucker gerade von zwei Ganoven bedrängt wird, liest er diese Dreiergruppe ins heimische Wohnzimmer – seine Frau jedoch (sowie mutmaßlich einige Insekten) verschwinden in den Roman.

Zehn Jahre später steht der Feuerschlucker „Staubfinger“ wieder vor Mos Tür – er möchte dringend zurück in seine Welt, die Verbrecher Capricorn und Basta jedoch haben sich hervorragend eingelebt, wollen ihre ‚Rückführung‘ mit aller Macht verhindern und haben so alle Ausgaben des Buches, aus dem sie stammen (bis auf die eine, die Mo besitzt), vernichtet. Nun sind sie alle aus unterschiedlichen Gründen hinter der letzten Ausgabe her. Es kommt zu Verfolgungsjagden und Geiselnahmen, Mos Tochter Meggie entdeckt, dass sie das Talent des Vaters geerbt hat, mit ihrem Vater macht sie den Autor des Buches ausfindig, in einem verlassenen italienischen Dorf kommt es zum *Showdown* an dessen Ende die Verbrecher zwar besiegt und die Mutter wieder herausgelesen, dafür aber der Autor Fenoglio in seiner eigenen Geschichte verschwunden ist, von der nur noch ein einziges angekohltes Blatt übrig bleibt.

Im zweiten Teil, *Tintenblut*, lässt sich Staubfinger mit einem überaus narzisstischen Plagiator ein, der sich selbst Orpheus nennt. Er verschafft ihm wieder Einlass in die Tintenwelt. Nach und nach finden auch Meggie, ihre Eltern, ihre Tante Ellinor und der weniger begabte Vorleser Darius auf verschiedenen Wegen einen Eingang (hier ist Mo ein Robin-Hood-artiger Freiheitskämpfer, den Fenoglio nach seinem Vorbild gestaltet hatte – immer weniger kann er sich gegen die Macht der ihm auferlegten neuen Identität wehren) und der Rest der Handlung spielt sich in der Tintenwelt ab, die durch die Konkurrenz und Eitelkeit der beiden Autoren Fenoglio und Orpheus gehörig durcheinandergerät. Im dritten Band, *Tintentod*, wird Orpheus zu einer sehr gefährlichen Figur, da er als einziger sowohl über die Begabung des Vorlesens verfügt, als auch schreibend die Geschichte verändern kann, während Fenoglio Änderungen nur in Zusammenarbeit mit Meggie durchsetzen kann – außerdem ist es sein Verhängnis, dass ihm die Bösewichter einfach immer ein wenig besser gelingen. Es ist aber vor allem die ambivalente Macht der Literatur selbst, die die größte Gefahr darstellt. Der Text nämlich, und das müssen sowohl Mo, Meggie, Orpheus also auch Fenoglio erfahren, lässt sich nicht ganz kontrollieren. Immer wieder führt er vor, wie man zum Opfer der eigenen Worte werden kann. Für eine glücklich erscriebene neue Wendung, eine Rettung, muss an anderer Stelle ein hoher Preis bezahlt werden. Fast immer ent wachsen die Figuren ihren Schöpfern. Und ganz wie in E.T.A. Hoffmanns *Goldnem Topf*, der wohl als Gründungstext dieses Genres gelten kann, ist das Spiel mit der Fantasie immer auch ein Spiel um Leben und Tod – und entsprechend ernst wird es auch betrieben.

Vielleicht ist gerade dies das größte Desiderat: Alle drei Bände der Trilogie sind absolut und mit allerletzter Konsequenz humorlos. Die Tinten-Trilogie ist eine lachfreie Zone. Über die ein oder andere Pointe auf der Ebene des Verwebens verschiedenster literarischer Texte mag man verzaubert und anerkennend lächeln – auf dieser Ebene handelt es sich eher um ein Kinderbuch für literarisch gebildete Erwachsene; Kinder selbst müssen diesen Büchern jedoch mit großer Geduld begegnen, müssen das Panorama und die sorgfältig gestalteten Figuren mehr lieben als die Spannung, müssen wirklich einen langen Atem haben.

Fokussiert man den Blick auf die *Gender*-Konstellationen, dann ist die Trilogie vor allem insofern interessant, als sie eine mittelalterliche Welt mit sehr strikten Rollenvorgaben mit Charakteren konfrontiert, die aus dem 21. Jahrhundert und einem eher progressiven Milieu stammen. Hier die mittelalterliche Tintenwelt, in der Frauen vor allem als Dienstbotinnen oder gar Sklavinnen vorkommen, in der sie sich als Männer verkleiden müssen um eigenständiges Einkommen zu erzielen und wo Ausflüge in die Position der Macht nur unter Zuhilfenahme von Intriganz und Boshaftigkeit zu bewerkstelligen sind. Dort der alleinerziehende unbehauste Vater oder die Bücherwelt der aufbrausend dominanten Elinor, die den minder begabten Vorleser Darius regelmäßig als Blitzableiter missbraucht.

Etwas enttäuschend ist daher, dass sich im Laufe der Erzählung immer mehr Charaktere für das Leben in der Tintenwelt entscheiden, dass sich auch die Protagonistinnen immer wohler fühlen mit ihren eingeschränkten Optionen – immer mit der etwas vagen Begründung, dass in der Tintenwelt doch alles viel ‚intensiver‘ und ‚natürlicher‘ sei. Meggie, die im ersten Teil der Trilogie ein ausgesprochen mutiges kleines Mädchen ist, die im zweiten Teil ihre Selbständigkeit als Pubertierende noch gegen Farid durchsetzt, einen Jungen, den sie aus *Tausendundeiner Nacht* herausgelesen hat, heiratet am Ende, so suggeriert es der dritte Teil, ausgerechnet einen Ingenieur, der nach ihren Erzählungen „Flugmaschinen“ bauen wird. Sie die Muse und Geschichtenerzählerin, er der tatkräftige Konstrukteur – das ist nicht gerade ein Ende, das man einem Kinderbuch des 21. Jahrhunderts wünscht. Immerhin: Der in der Tintenwelt geborene Bruder Meggies sehnt sich – und das ist eine schöne, wenn auch nicht allzu überraschende, *Pointe* des Textes, nach der alten Welt seiner Eltern, die ja für ihn die fantastische ist, die er wiederum nur aus Erzählungen kennt. Der zumindest für Feministinnen etwas schale *Schluss* ist somit immerhin nicht das *Ende* der Geschichte.

Silvia Maria Dutzi-Kosmalla

Darf es ein BISSchen mehr sein?

Stephenie Meyer (2006) *Bis(s) zum Morgengrauen*. Hamburg: Carlsen Verlag (510 S., 19,90 Euro).

Das Jugendbuch *Bis(s) zum Morgengrauen* vermag mit seinem zweideutigen Titel ein Spannungsmoment aufzubauen, das die aufmerksamen LeserInnen ahnen lässt, dass hier ein Buch geschrieben wurde, das hinter einer harmlosen Fassade weit mehr verborgen hält als man im ersten Moment vermuten würde.

Die Autorin Stephenie Meyer hatte die Idee zur Handlung ihres Debütromans geträumt. Sie sah im Traum, wie sich ein junges Mädchen und ein Vampir auf einer Wiese verliebt umarmten und sich küssten. Auf dieser Idee basiert

die vierbändige Jugendbuchreihe, von der bereits drei Bände erschienen sind. Der erste Band avancierte zum internationalen Bestseller und wurde in 20 Sprachen übersetzt. In Deutschland wurde das Buch von den Jugendlichen der Jugendbuchjury für den Deutschen Jugendliteraturpreis 2007 nominiert. Ein signifikanter Indikator, dass es sich hier um ein Werk handelt, das Jugendliche tatsächlich anspricht und Einfluss auf deren Jugendsozialisation haben kann.

Die Geschichte beginnt mit einer trivialen Szene, die vermuten lässt, dass es sich lediglich um einen banalen Jugendroman handeln wird. Die Protagonistin Isabella Swan – genannt Bella – kommt als neue Schülerin in die verregnete Kleinstadt Forks, um bei ihrem Vater zu leben. Die Eltern sind geschieden. Bisher verbrachte Bella die meiste Zeit bei ihrer Mutter im sonnigen Phoenix. In der neuen Schule wundert sie sich über eine Gruppe von fünf bemerkenswert hübschen Teenagern, die immer zusammen in der Cafeteria sitzen, aber nie etwas zu essen scheinen. Im Laufe der Handlung verliebt sie sich in Edward, einen Jungen aus dieser Gruppe, und erfährt sein Geheimnis. Sie alle sind Mitglieder der Vampirfamilie Cullen und wurden von deren Oberhaupt Carlisle gerettet. So verwandelte er zwei im Sterben liegende Menschen in Vampire und nahm weitere bereits verwandelte Vampire in die Familie auf. Das Besondere an Carlisle ist seine Fähigkeit, die Familienmitglieder dazu zu inspirieren, dass sie sich von Tier- statt von Menschenblut ernähren. Sie selbst bezeichnen sich deshalb als „Vegetarier“. Edward zuliebe nehmen sie Bella in ihren harmonischen Familienkreis auf, obwohl sie sonst keine allzu nahen Kontakte zu menschlichen Wesen pflegen. Durch Edwards Vampirdasein gerät Bella im letzten Teil des Buches in unerwartete Gefahr, aus der sie auf dramatische Weise von ihm und seiner Familie gerettet wird.

Durch die Perspektive der Ich-Erzählerin Bella gelingt es der Autorin die Charaktere mit einer faszinierenden Exaktheit und Sensibilität zu beschreiben. Die Liebesgeschichte wird überzeugend realistisch und fesselnd dargestellt. Ein wichtiges Moment in der Erzählung ist die *Verzauberung* von Bella durch den Außenseiter Edward und die Art von Gefährlichkeit, die ihrer Liebe inhärent ist. Wobei Edwards ständiger innerer Kampf als eine perfekte Metapher angesehen werden kann, für die einerseits starke sexuelle Anziehung in der Phase der Adoleszenz und andererseits die damit verbundenen potenziellen Gefühle der Gefahr und der Angst.

Vermutlich liegt der Reiz dieser Erzählungen darin begründet, dass ein Individuum aus Liebe zu einer anderen Person bereit ist *sich zu verwandeln* bzw. *verwandelt wird*. Dieser romantische Aspekt gilt als Traum vieler Menschen und verweist auf die Problematik vieler Jugendlicher, Neues und teilweise Prekäres in das eigene Leben sowohl integrieren zu wollen als auch zu müssen.

Stilistisch gelingt es, mit Ausnahme der zu häufigen Beschreibung von Edwards überwältigender Schönheit, auf zu detailreiche und langatmige Schilderungen zu verzichten. Die (Vampir-)Männer werden geschlechterstereotypisch als groß, beschützend, stark, wortkarg und mit (un)gebändigter

Virilität dargestellt. Als Zeichen ihrer hegemonialen Männlichkeit verfügen sie über Statussymbole wie teure, schnelle Autos, exquisite Kleidung und herrschaftliche Häuser. Die Frauen werden, was die Geschlechterstereotypisierung betrifft, auf klassische Weise dichotomisiert. Während die Männer als *größer und stärker* gelten, werden die Frauen automatisch als *kleiner und schwächer* imaginiert. Als Ausdruck einer selten erkennbaren emanzipierten Haltung der Autorin zur Rolle von Frau und Mann, ist vermutlich folgende Aussage Bellas zu verstehen:

Aber ich finde es falsch ... wenn ein Mann und eine Frau einander nicht ebenbürtig sind. Es kann nicht immer der eine sein, der plötzlich auftaucht und die andere rettet. Sie müssen sich *gegenseitig* retten können. (487)

An dieser Stelle argumentiert die Protagonistin Bella vehement für ihre Verwandlung in ein kraftvolles Vampirwesen und tritt Edward als starke Persönlichkeit gegenüber. Attribute wie Tapferkeit und Furchtlosigkeit beschreiben ihre Charaktereigenschaften. Diese Beschreibung steht in Kontrast zu vielen Schilderungen, wo sie teilweise als tollpatschig und immer wieder in rettungsbedürftigen Situationen dargestellt wird.

Thematiken wie die Unsterblichkeit, der Prozess des Erwachsenwerdens, die Abnabelung von den Eltern, die anfängliche Entdeckung der Sexualität und die Begegnung mit dem potenziellen Tod in jeder Phase des menschlichen Lebens, sind entscheidende Motive dieses Buches. Der Versuch einer Kombination aus Spannungsmomenten wie Verlangen, ewiger Liebe und Freundschaft mit einer gleichzeitigen Verbindung zum positiven Vampir-Genre wurde bis dato literarisch nicht umgesetzt. Vermutlich liegt hierin eine Erklärung für den Erfolg des Romans. So erscheint die Handlung zwar einerseits surreal, andererseits jedoch so anziehend und wünschenswert, dass eine Identifikation der (weiblichen) Jugendlichen mit der Protagonistin als folgerichtig erscheint. Bei der Komposition schafft es die Autorin die Ereignisse und deren Motive glaubwürdig zu schildern und somit einen sinnvollen Handlungsstrang zu entwerfen. Meyer hat ihren Roman als ein gut lesbares und leicht verdauliches Jugendbuch konzipiert, das dem durchaus legitimen Wunsch nach Eskapismus der Zielgruppe nachkommt.

Summa summarum geht es in diesem Buch und den Folgebänden immer wieder um die finale (Macht)Frage: „Wer wird sich am Ende durchsetzen?“ Bella mit ihrem Willen nach *Verwandlung* und dem daraus resultierenden ewigen Leben als starke Vampirin mit übermenschlichen Kräften, das sie gemeinsam mit ihrem Geliebten verbringen will oder aber Edward mit seiner Vorstellung einer gemeinsamen Zukunft mit Bella, in der sie als ein fragiles menschliches Wesen mit einem endlichen Leben existieren wird?

Vor der endgültigen Beantwortung dieser Frage noch ein Appell an die Autorin:

Es darf künftig gerne ein BISSchen mehr sein ...

...an potentiellen Alternativen zu den bis dato vorherrschenden Geschlechterstereotypen und Geschlechterrollen. Dieser wünschenswerte Paradigmenwechsel könnte die Basis für einen variationsreicheren, geschlechterungebundenen und somit zeitgemäßen (Jugend)Sozialisationsprozess bieten.

Natália Wiedmann

Es ist nur ein Spiel. Aber damit ist es ihnen Ernst.

Die Wilden Kerle (2003) Reg. Joachim Masannek. SamFilm;

Die Wilden Kerle 2 – Alles ist gut, solange du wild bist! (2005);

Die Wilden Kerle 3 – Die Attacke der biestigen Biester! (2006);

Die Wilden Kerle 4 – Angriff der Silberlichten (2007);

Die Wilden Kerle 5 – Hinter dem Horizont (2008).

Die Kritiken der *Wilde-Kerle*-Filme ähneln sich und bemängeln ein ums andere Mal dieselben Aspekte: Ideenarmut, Dramaturgieverstöße, hölzernes Schauspiel und immer wieder die Dialoge, beschrieben als altklug, aufgesetzt, möchtegernflott, gekünstelt, als Phrasendrescherei. Schon im ersten Abenteuer der Wilden Kerle beginnt die Schilderung der Erzählerstimme betont gefährlich und ernst, und gäbe es ‚Superlativste‘, so würden die jungen ZuschauerInnen auch mit diesen bis zur völligen Übersättigung und darüber hinaus zu Tode gemäset – allermindestens. Eine rauchige Stimme berichtet von der Herrschaft der „besten Fußballmannschaft der Welt“ im „Wilde-Kerle-Land“, vom Anführer Leon, dem „Wildesten unter Tausend“, und vom sturmartigen Angriff der „unbesiegbaren Sieger“ auf den „Mittelpunkt“ ihrer Welt, den „Teufelstopf“ genannten Bolzplatz, den „Hexenkessel aller Hexenkessel“. Man kann dies als ironische Übertreibungen verstehen, als die Einnahme einer kindlichen Wahrnehmungsperspektive, aber spätestens mit dem fünften *Wilde-Kerle*-Film kann von (rhetorischen) Übertreibungen keine Rede mehr sein: Gespielt wird um Leben und Tod gegen wahrhaftige Vampire, die ganz begierig darauf sind, die Wilden Kerle zu verfolgen und mit einem Biss in den Hals symbolisch zu entjungfern.

Fortsetzungen bewegen sich immer zwischen Wiederholung und Veränderung, und nicht alle ZuschauerInnen werden diese Veränderungen in der *Wilde-Kerle*-Filmreihe gutheißen, mögen im zunehmenden Ernst einen Verlust des ‚ursprünglichen Charmes‘, der Scherzhaftigkeit sehen und beklagen, dass der Fußball eine zunehmend kleinere Rolle spiele. Aber diese Beobachtungen lassen sich genauso gut ins Produktive wenden, für eine erneute Filmlektüre

nutzbar machen. Denn der Ernst der Lage und die wichtige Rolle von Geschlecht und Sexualität im letzten *Wilde-Kerle*-Teil eröffnen die Frage danach, inwiefern diese Aspekte schon von Beginn an zentrale Narrationselemente bildeten. So beeinflussen die Veränderungen/Wiederholungen retrospektiv die Sicht auf die Vorlage. Hier sei nun eine solche Lektüre verfolgt, die nicht den Sport, sondern die Auseinandersetzung mit den Geschlechterrollen als Handlungszentrum der Filme betrachtet.

Die Grundstruktur bleibt in allen *Wilde-Kerle*-Filmen dieselbe, inszeniert wird jeweils eine doppelte Bedrohung des Fußballteams: Von Außen durch eine gegnerische Mannschaft, von Innen durch Spaltungen in der Gruppe selbst, sei es aufgrund einer Konkurrenzsituation, eines Vertrauensbruchs oder der Unfähigkeit, als Team zusammen zu spielen. Die Handlung des ersten Teils entspricht dabei den typischen Elementen eines Sportlerteam-Films noch am deutlichsten: Da wäre die Suche nach einem geeigneten Trainer, welcher der Gruppe gegen den stärkeren Gegner zum Sieg zu verhelfen vermag, ungewöhnliche Trainingsmethoden, der Spieler, der durch sein Einzelgängertum den Sieg gefährdet, Verlust und Wiedergewinn des Selbstvertrauens. Ein gutes Drittel der rund 90 Filmminuten aber befasst sich mit der Integration eines neuen Teammitglieds, wobei es entscheidend ist, dass es sich dabei um ein Mädchen handelt. Der Widerstand gegen die Aufnahme Vanessas ist groß, ihre Akzeptanz muss sie sich hart erkämpfen.

Von besonderem Interesse ist dabei die Szene, die ihre erste Begegnung mit den ‚Wilden Jungs‘ zeigt: Ahnungslos werden jene von Vanessa beobachtet, während sie mit verbundenen Augen auf einer Wiese tanzen. Dieses Bild verweist auf die Inszenierung von Männlichkeit als Spektakel, die Wilden Kerle werden nicht nur als handelnde Subjekte, sondern auch als Blickobjekte für ein weibliches Publikum vorgeführt. Damit wird die spätere Zusammensetzung der *Wilde-Kerle*-Fans vorweggenommen, denn die Jungschauspieler avancierten zunehmend zu Zielobjekten schwärmerischer Verliebtheit junger Mädchen, sicher nicht der einzige, aber ein wichtiger Grund für die Zusammensetzung der ZuschauerInnengruppe, deren hoher Mädchenanteil aufgrund des Sujets der Filme zunächst verwundern mag.

Auch in den Folgefilmen bleibt die Auseinandersetzung mit dem anderen und eigenen Geschlecht zentraler Handlungsbestandteil: Der Fußballsieg im zweiten Film wird erschwert, indem eine Miniaturausgabe von Captain Jack Sparrow (eins von zahlreichen Filmzitaten, die sich u.a. lesen lassen als Verweise auf konkurrierende Gendervorstellungen und den sozialisatorischen Einfluss von Medien) Vanessa dazu bewegt, die Wilden Kerle zu verlassen, welche daraufhin lernen müssen, sich ihre Gefühle einzugestehen und diese auch mitzuteilen. Im dritten Teil treten die Wilden Kerle gegen eine Mädchenmannschaft an, die Anführerin der Silberlichten (Teil 4) bewirkt einen Brüderzwist und hinter dem Horizont schließlich stellt sich das Team nicht nur Vampiren, sondern auch der ersten Liebe.

Bei alldem sind die eingangs erwähnten und andere unerwähnt gebliebene Schwächen der *Wilde-Kerle*-Filme nicht von der Hand zu weisen – leider auch nicht die Aktualisierung ärger

licher Klischees, wie im vierten Teil das der bösen Verführerin, repräsentiert von der Silberlichtenanführerin. Gerade der vierte Film aber ist nicht nur insofern *auch* subversiv, als er binäre Geschlechterkonstruktionen durch die Einführung geschlechtlich ambivalenter Figuren unterläuft: Einmal durch Klette, eine grammatisch weibliche Figur, die sich aber einer geschlechtlichen Zuordnung verweigert, weiterhin durch die Figur des ‚Koyoten Karl-Heinz‘, für die ZuschauerInnen erkennbar von einer Schauspielerin gespielt, deren/dessen Geschlecht aber im Film selbst nicht diskutiert wird. Vor allem aber zeichnet sich der Film dadurch aus, dass er zwar Identitätskonzepte vorführt, die über die Abgrenzung zu einem Anderen operieren (sei es auf individueller, geschlechtlicher oder kultureller Ebene), dieses Andere aber als phantasmatische Konstruktion entlarvt. Der sich in die Silberlichtenanführerin verliebende Marlon gibt ihr den Namen ‚Horizon‘, ein Akt, der auf die traditionell genderspezifische Gebundenheit der Definitions-/Konstruktionsmacht verweist. Aber nicht die Benennung allein, der Name selbst markiert das Andere als Konstruktion, existiert der Horizont doch nicht als Entität, sondern nur als an den Wahrnehmenden gebundenes Phänomen. Anders als das Synonym ‚Gesichtskreis‘ impliziert die Verwendung des Begriffes Horizont jedoch, dass es sich tatsächlich um etwas handelt, das außerhalb der Wahrnehmung existiert: Der Horizont wird als *Ort* beschrieben, *an dem* Dinge sich abspielen können. In einer Art Projektionsprozess, in dem die deiktische Bedeutung von ‚Horizont‘ verschleiert wird, wird so das eigene Gesichtsfeld zu etwas anderem, zu einem Ort außerhalb, einem Ort, der nicht als imaginärer bezeichnet werden kann, weil er mit der Benennung tatsächlich sichtbar gemacht wird. Vorgeführt wird so die Gewalt der Sprache, die durch Differenzierung Differenz erst erschafft.

Solch genaue Lektüren sind zwar einer (hoffentlich zunehmenden) kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kinderfilmen vorbehalten, aber auch für Kinder und Jugendliche sind in der Inszenierung genügend Aspekte vorhanden, die relevante Fragen bezüglich der Geschlechterrollen aufwerfen: Kann ein Mädchen ein *Wilder Kerl* sein? Dürfen *Wilde Kerle* Angst haben und Gefühle zeigen? Wie reagiert das Umfeld auf Verhalten, das traditionellen Vorstellungen der Geschlechterrollen entgegenläuft? Selten vollzieht sich die Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen so offen(sichtlich), so dass die Filme – trotz aller Mängel – in angenehmem Kontrast zu jenen deutschen Kinder- respektive Familienfilmproduktionen stehen, in denen Mädchen entweder keine/ nur marginale Rollen spielen, oder als ‚Quotenschöne‘ schließlich gerettet werden/ als ‚Quotenausnahme‘ letztendlich doch nur die Überlegenheit der männlichen Heldenfigur zu belegen helfen. Die Geschlechterrollen werden als genau solche vorgeführt: als Rollen, in die man schlüpft, die man sich aneignen oder von sich weisen kann, als Rollen, die man spielt, dies aber sehr ernsthaft. Sie sind variabel, aber nicht beliebig, hart umkämpft wie der Ball auf

dem Fußballfeld. Die jungen ZuschauerInnen können den langsamen (Einstellungs-)Wandel der Filmfiguren mitverfolgen, das Spiel zwischen Wiederholung und Veränderung, das sich nicht allein durch die Serialität der Filme ergibt, sondern ebenso durch die Verweise auf andere Filme und verschiedene Genres. Da die Grundstruktur der Geschichten, gekoppelt mit der zentralen Bedeutung der Genderkonfigurationen, in allen Filmen erhalten bleibt, werden das Interesse der ZuschauerInnen und das anhaltende Sehvergnügen durch die Zunahme von Fantasy-Elementen sichergestellt. Dass die Einsätze und Gefahren größer werden, bildet weiterhin ab, wie mit steigendem Alter der ProtagonistInnen Geschlecht und Sexualität für die Identitätsbildung an Bedeutung zunehmen, so dass Kritik an der Lebensferne und ‚Spektakelhaftigkeit‘ der Handlung etwas zu kurz greift. Ernst ist das Spiel (auf allen Feldern) aber schon von Beginn an, selbst wenn man den Ausführungen der Erzählerstimme Ironie zuspricht, ist doch gerade die Ironie gekennzeichnet durch die Ununterscheidbarkeit zwischen Ernst und Scherz. Trotzdem sollte man sich die aufgesetzt wirkenden und voller Pathos vorgetragenen Dialoge unbedingt eine Warnung sein lassen: Besonders für all jene, die mit kulturwissenschaftlichen Lektüren vertraut sind und sich für Geschlechterkonstruktionen interessieren, mag die Lektüre der *Wilde-Kerle*-Filme interessant sein, kann sogar Spaß bereiten – die Lektüre der dazu gehörigen Bücher tut Letzteres indes nicht.

Rezensionen zum Thema
,Feminism revisited'

Antonia Ingelfinger

Eklig-schöne Untiefen des Körpers

Charlotte Roche (2008) *Feuchtgebiete. Roman. Köln: DuMont (220 S., 14,90 Euro).*

Charlotte Roches Roman über die unfeinen, intimen Bekenntnisse einer jugendlichen ‚Stürmer- und Drängerin‘ ist seit seinem Erscheinen in aller Munde. Funk, Fernsehen und Presse überschlagen sich mit Berichten, Rezensionen, Interviews und Talkshowgesprächen, und das Interesse an der jungen, gutaussehenden Autorin, die ihrer Protagonistin so unglaublich ähnlich zu sein scheint, reißt nicht ab. Kürzlich hat sie sich für das Cover des *ZEITmagazins* sogar in schlammverspritzter Unterwäsche ablichten lassen, obwohl sich die Verkaufszahlen ihres Buches offensichtlich auch ohne diese zweifelhafte Aktion in ungeahnte Höhen schrauben. Um in Zeitgeist-Gesprächen momentan mitreden zu können, muss man das Buch schon gelesen haben, denn es wird auch außerhalb der Feuilletons kontrovers abgehandelt und muss stellvertretend für verschiedene gesellschaftliche Entwicklungen herhalten.

Der Plot des Romans handelt von der 18-jährigen Gymnasiastin Helen Memel, die sich bei einer unvorsichtigen Intimirasur eine Anal fissur zugezogen hat und nun in der proktologischen Abteilung eines Krankenhauses über ihr bisheriges Leben einschließlich ihrer sexuellen Erfahrungen und Vorlieben sinniert. Die Ich-Erzählerin schwelgt, besonders wenn es um den Umgang mit ihrem eigenen Körper geht, in pikanten Einzelheiten und lässt kein noch so unbedeutendes Detail über ihre ganz speziellen (Un-)Hygienevorstellungen und Sexualpraktiken aus. Hier spielt vor allem auch ihr von Hämorrhoiden verunzierter Analbereich eine herausragende Rolle, der ihren sexuellen Abenteuern keineswegs im Wege steht und über den sie ausführlich berichtet. Die Schilderungen ihrer unappetitlichen Analwunde nach der Operation, die sie sich vom Pfleger Robin per Digitalkamera dokumentieren lässt, von Toilettengängen, Periodenhygiene, dem Sex mit verschiedenen Partnern und Prostituierten und von ihren Intimirasurerfahrungen fallen unbeschwert, offenherzig und recht drastisch aus. Dabei zeigt sie keinerlei Berührungängste, was das Ausloten und Visualisieren scham- und ekelbesetzter Körperregionen wie Handlungen betrifft. Ihre Sprache ist eine jugendliche, stellenweise infantil wirkende Umgangssprache, die die LeserInnen in die bis auf die sexuellen Erfahrungen noch unreife Gedankenwelt der Protagonistin einführt. Ausdrücke wie Mama und Papa, ‚Pipi‘ und ‚Kacka‘, zeugen nicht zuletzt davon.

Die Passagen über ihren Intimbereich und ihre Körpersäfte sind erfrischend deftig und schamlos – man bemerkt geradezu eine Lust am Schockieren der LeserIn. Wer nicht zu zart besaitet ist, muss mitunter ob der provokanten Detailfreude herzlich lachen, obwohl sie mit Vorliebe Bereiche beschreibt, die noch immer tabuisiert und mit Ekelschranken belegt sind:

Ich habe schon bei vielen Dingen, die mir beigebracht wurden, festgestellt, dass die gar nicht stimmen. Also habe ich mich zu einem lebenden Muschihygieneselbstexperiment gemacht. Mir macht es Riesenspaß, mich nicht nur immer und überall bräsig voll auf die dreckige Klobrille zu setzen. Ich wische sie auch vor dem Hinsetzen mit meiner Muschi in einer kunstvoll geschwungenen Hüftbewegung einmal komplett im Kreis sauber. Wenn ich mit der Muschi auf der Klobrille ansetze, gibt es ein schönes schmatzendes Geräusch und alle fremden Schamhaare, Tropfen, Flecken und Pfützen jeder Farbe und Konsistenz werden von meiner Muschi aufgesogen. Das mache ich jetzt schon seit vier Jahren auf jeder Toilette. Am liebsten auf Raststätten, wo es für Männer und Frauen nur eine Toilette gibt. Und ich habe noch nie einen einzigen Pilz gehabt. Das kann mein Frauenarzt Dr. Brökert bestätigen. (20)

Die Freude an der Provokation durchzieht alle Textbereiche, die um den Körper und seine Öffnungen kreisen. Dabei spielt die Erzählerin besonders mit dem Ekelsensorium der LeserIn und anerzogenen Hygiene- und Ästhetikvorstellungen, die das weibliche Geschlecht betreffen. Wie das obige Zitat verdeutlicht, führt sie ihre Darstellungen aber dermaßen krass und überzogen aus, dass sie schon wieder witzig klingen und ans Satirische grenzen. Hier spürt die LeserIn eine Auflehnung gegen die sexualhygienische Zurichtung des weiblichen Körpers und das mit einem immer noch virulenten Blickverbot für Frauen verbundene Schamgebot. Die Tatsache, dass eine Autorin ihre Protagonistin so tief in intime, scham- und ekelbesetzte Bereiche eindringen und so unbeschwert, selbstbewusst und selbstverständlich davon berichten lässt, verleiht dem Buch einen Großteil seiner Anziehungskraft. Gerade für Frauen stellt die unanständige, anmaßend-maßlose Haltung der Erzählerin, die darüber hinaus von einem geglückten Sexualleben berichtet, in dem sie selbst die Fäden in der Hand hält, sei es bei der Selbstbefriedigung, bei Sex mit verschiedenen männlichen Partnern oder bei ihren zahlreichen Prostituiertenbesuchen, eine wohlthuend andere Perspektive auf den durch Hygiene und Kosmetik auf eine perfekte Gespielin des Mannes zugerichteten weiblichen Körper dar. Helen Memel liebt nämlich ihren Körper mit all seinen Mängeln und Unregelmäßigkeiten, was sich nicht zuletzt darin zeigt, dass sie ihn in- und auswendig kennt, gerne auch mal ihre eigenen Körpersäfte probiert und ihre körpereigenen Intimdüfte jedem Parfüm vorzieht.

Den frechen, drastischen und teilweise ins Pornografische gehenden Passagen des Romans stehen allerdings weniger unbeschwerte, nachdenklichere Abschnitte zur Seite, die die Erzählerin als verletzte, problembehaftete Jugendliche zeigen. So ist viel von der Scheidung ihrer Eltern die Rede – Helen möchte ihren Klinikaufenthalt möglichst dazu nutzen, die beiden wieder zusammenzubringen – und von den übertriebenen Hygienevorstellungen der Mutter, bei der Helen und ihr Bruder leben. Als traumatisches Kindheitserlebnis kommt ein missglückter Selbstmordversuch der Mutter, bei dem sie ihren Sohn mit in den Tod nehmen wollte und den die Tochter durch ihre Heimkehr vereitelt hat, noch zusätzlich ins Spiel. Dieser schwermütige Hintergrund steht einer

leichterzigen Konsumption der pornografischeren Partien des Buches im Wege, verleitet allerdings auch dazu, die freizügigen und ungehemmten Betätigungen der Protagonistin als vulgärpsychologische Folgen ihrer verkorksten Kindheit zu lesen, was deren Brisanz wiederum zurückzunehmen droht.

Insgesamt scheint mir die Stärke des Romans in dem rotzigen Beharren der Ich-Erzählerin auf ihrem eigenen Körper mit all seinen eklig-schönen Untiefen zu bestehen, der vor allem auch weiblichen Jugendlichen und Frauen einen selbstbewussteren Umgang mit ihrer ‚enteigneten‘ Körperlichkeit und Sexualität vermitteln kann.

Stephanie Bethmann

Männer sind von der Erde – Frauen auch! Eine feministische Antwort auf den Boom der Geschlechterklischees

Mirja Stöcker (2007) Hg. *Das F-Wort. Feminismus ist sexy*. Königstein/T: Ulrike Helmer Verlag (149 S., 12,90 Euro).

Feminismus war gestern, oder? Heute kann und darf frau doch alles – theoretisch. Doch ein Blick in die Auslagen der Buchhandlungen verrät: Der ‚kleine Unterschied‘ ist wieder groß im Kommen! Populärwissenschaftliche Bücher wie *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* (Barbara und Allan Pease 2000) und *Das Eva-Prinzip* (Eva Herman 2006) feiern das Rollenklischee – mit reißendem Absatz. Es scheint, dass man und frau sich in Zeiten postmoderner Überforderung wieder nach der Eindeutigkeit stereotyper Geschlechterrollen sehnt. „Typisch Mann, typisch Frau: Wer daran glaubt, dem winkt eine einfache, klare, überschaubare Welt“ (Schnurr 22). Feministische Perspektiven machen dem neuen Biologismus auf dem Markt öffentlicher Meinung da leider kaum Konkurrenz. In den *Gender Studies* ist es längst Konsens, dass Geschlecht und Körper sozial konstruiert sind. Und selbst die Neurowissenschaft – viel zitiert, wenn es darum geht, ‚naturegegebene‘ Geschlechterunterschiede zu belegen – erforscht die Prägung des Gehirns durch die soziale Umwelt, nur dass darüber selten berichtet wird (Schmitz 48). Gerade weil die Rezeption wissenschaftlicher Studien in den Medien so einseitig ausfällt, wären die *Gender Studies* gut beraten, ihre komplexeren Erkenntnisse zum Thema Geschlecht stärker populärwissenschaftlich unters Volk zu bringen.

Das F-Wort. Feminismus ist sexy nimmt diese Herausforderung an. Die AutorInnen schreiben leicht verständlich, im feuilletonistischen Stil und setzen den Propheten der „Ersatzreligion“ (Schnurr 21), die Geschlechterdifferenz als biologisches Schicksal predigen, eine Alternative entgegen. Der Bezug auf Pease und Herman ist dabei unübersehbar, und man kann das Buch getrost als (längst überfällige) feministische Antwort auf die derzeit dominanten Geschlechterdiskurse bezeichnen. Die AutorInnen wollen Feminismus wieder salonfähig

machen. Und nebenbei erklären sie, warum die Macht der Gene und die Mär der steinzeitlichen Geschlechterordnung längst nicht als wissenschaftlich bewiesen gelten können und dass entgegen der gängigen öffentlichen Meinung nicht Welten (oder gar Planeten, wie in John Grays *Men are from Mars, Women are from Venus*, 1993) zwischen Mann- und Frausein liegen. Kurzum, es geht um feministische Perspektiven auf Geschlechter-Revolution und Geschlechter-Evolution.

Feminismus – brauchen wir den wirklich noch? Männer wie Frauen schrecken heute vor dem „F“-Label zurück. Junge Frauen fühlen sich umso emanzipierter, je weniger sie ihre Lebenssituation sozialen Strukturen zuschreiben; Feminismus – das klingt doch nach Opfermentalität! Doch die AutorInnen überzeugen, dass Feminismus viele Gesichter hat, Spaß machen darf und heute so wichtig ist wie eh und je. „Wenn überhaupt etwas die unterschiedlichen Feminismen eint, dann ist es der Gedanke der Freiheit.“ Und wer hat schon etwas „gegen Selbstbestimmung einzuwenden?“, fragt Herausgeberin Mirja Stöcker (10). Die Vision, dass Männer und Frauen frei und selbstbestimmt über ihr Leben entscheiden dürfen, ohne in die Geschlechterschubladen passen zu müssen, eint auch die verschiedenen Beiträge des Buches.

Stöcker stellt das „F-Wort“ als ein sympathisches Sammelsurium zwischen „Freiheit“, „Fun“ und „Future“ vor. Sie knüpft dabei an die Alltagserfahrungen von Frauen an, die Feminismus leben oder leben wollen – z. B. Kinder haben *und* Karriere machen – und sich dennoch vom Begriff distanzieren. Warum klingt Feminismus heute wie ein Stigma? Das „F-Wort“, so zeigen die AutorInnen aus verschiedenen fachlichen und persönlichen Blickwinkeln, ist viel besser als sein Ruf. Sie alle plädieren dafür, Biologie nicht als Schicksal zu verstehen und weisen auf die Stereotypen und Einschränkungen hin, mit denen Frauen (und Männer) sich in unserer Gesellschaft noch immer arrangieren.

Eva-Maria Schnurr und Sigrid Schmitz erklären geschlechtstypisches Verhalten als Lern- und Sozialisationseffekt und als Produkt einer Wissenschaft, die gezielt nach Unterschieden sucht. Geschlechterunterschiede sind vor allem deshalb so evident, weil wir an sie glauben, und dieser Glaube schafft Realitäten. So rechnen zum Beispiel Mädchen schlechter, wenn sie von einer mathematischen Unterbegabung der Frau überzeugt sind (Schnurr 21). Die Verfechter der Differenztheorie berufen sich gern auf die Hirnforschung. Farbige Illustrationen, die die unterschiedlichen Hirnfunktionen bei ‚dem Mann‘ und ‚der Frau‘ kontrastieren, korrelieren so schön mit unserer Intuition: Männer und Frauen sind grundverschieden – sagt auch die Wissenschaft. Oder doch nicht? Metaanalysen solcher wissenschaftlichen Studien, so Biologin Schmitz, ergeben ein anderes Bild. Die Unterschiede zwischen den Gehirnen der Geschlechter sind keineswegs eindeutig belegt. Und selbst eine typisch weibliche Hirnfunktion ist kein Diktum der Natur. Die bunten Bilder vom Frauenhirn sind nur Momentaufnahmen eines sozialisierten Gehirns, das sich durch Erfahrung beständig verändert.

Ein weiteres ‚Totschlagargument‘ der Stereotypisierer ist die Herleitung des großen Unterschiedes aus der Urzeit. Männer jagen (damals Mammuts

und heute dem Fußball hinterher) und Frauen sammeln (damals Beeren und heute Schuhe) so die Kernthese. Archäologin Brigitte Röder schaut sich die wissenschaftliche Basis dieser comedytauglichen Geschlechterhistorie genau an. Die Erkenntnisse der Urgeschichte lassen eher den Schluss zu, dass Männer und Frauen durchaus ähnliche und keinesfalls strikt voneinander getrennte Tätigkeiten verrichteten. Und die Möglichkeiten einer seriösen Rekonstruktion urzeitlicher Verhältnisse sind weitaus eingeschränkter als vielfach suggeriert wird. Die Arbeitsteilung, die einstmals Männlein und Weiblein einen so sicheren Platz zwies, entspricht nicht zufällig genau den Vorstellungen der bürgerlichen Gesellschaft – vielmehr ist „unser urgeschichtliches Traumpaar“ (80) eine bürgerliche Fiktion, die den Status Quo der Geschlechterordnung legitimieren soll.

Der Sammelband will ein breites Publikum erreichen und räumt leicht verständlich mit gängigen Vorurteilen auf. Doch mancher Beitrag schießt in seinem journalistischen Stil übers Ziel hinaus und der flapsige Ausdruck geht stellenweise auf Kosten anspruchsvoller Argumentation. So formuliert Reinhard Mohr in eben dem stereotypisierenden Vokabular, gegen das die anderen AutorInnen so engagiert anschreiben. Bei ihm ist der chauvinistische Mann „Höhlenmensch[] (...) aus einer anderen Menschheitsepoche“ (62), ein Relikt aus jener Urzeit also, die es laut Röder und Schnurr so nie gegeben hat. Wenig substantiell auch Sebastian Horndaschs persönliches Bekenntnis, das Patriarchat auch als Mann „Mist“ (134) und „öde“ (135) zu finden. Wichtig ist jedoch, dass diese Artikel Feminismus auch zur Männersache erklären.

Einige AutorInnen vergeben mit einem euphemistischen Freiheitsbegriff kritisches Potential. So lädt die Herausgeberin ihre LeserInnen ein, die „freiwillige Selbstbeschränkung“ *ad acta* zu legen und im „Outlet-Store der unbegrenzten Geschlechtermöglichkeiten“ shoppen zu gehen – und zwar „nur das, was Ihnen *wirklich* gefällt“ (Stöcker, 14). Aber wie frei ist unser Wollen und Wählen? Was wem „*wirklich* gefällt“, hängt ein gutes Stück von unserer Sozialisation und sozialen Position (und damit auch von unserem Geschlecht) ab (vgl. Pierre Bourdieu *Die feinen Unterschiede*, 1987, und *Die männliche Herrschaft*, 2005). Und wenn Frauen nicht schuld sind an ihrer Benachteiligung in noch immer ungerechten Strukturen, dann muss man den Mut haben, den Umkehrschluss zu denken: Dann sind sie auch nicht freie (oder sich selbst beschränkende) Entscheidungsträgerinnen. Daher sollte die Frage nach strukturellen Ungleichheiten noch stärker im Mittelpunkt stehen.

Daniel Haas, Kathrin Hartmann und Kerstin Kullmann haben solche Probleme gut im Blick und setzen sich kritisch mit Strukturzwängen und vermeintlichen Freiheiten auseinander. Der postmoderne Gender-„Outlet-Store“ scheint beides herzugeben: gleichberechtigt sein und selbstbewusst mit Weiblichkeitsstereotypen spielen. Im ‚Angebot‘ sind dort zum Beispiel Koketterie und aggressiver Sexappeal, Verkörperungen einer „neuen Weiblichkeit“ (Hartmann/Kullman, 149). Doch die AutorInnen warnen vor der gefährlichen Gratwanderung zwischen frecher Selbstbestimmtheit und neuer Rollenkonformität. Ein kritischer Feminismus ist heute gerade deshalb vonnöten, da „[d]ie Ungerech-

tigkeiten weniger offensichtlich, die Zwänge subtiler [sind]“ (Gitta Mühlen-Achs (o.J.), zit.n. Hartmann/ Kullman, 149). Allzu oft kommt die Einschränkung im Gewand der freien Entscheidung daher.

Wohl um den Feminismus für eine breite LeserInnenschaft attraktiv zu machen, legt das Buch einen Schwerpunkt auf die F-Worte „Freiheit“ und „Fun“. Feminismus kann und darf ja auch sexy sein – solange er kritisch und notfalls unbequem bleibt, um aus der ‚freien Wahl‘ auch eine faire Wahl zu machen. Bücher wie dieses sind ein Schritt auf dem langen Weg zu mehr Fairness. Das „F-Wort“ wieder aus- und großschreiben zu dürfen, heißt anerkennen, dass unsere Gesellschaft noch immer mehr Gleichberechtigung braucht. Der allgegenwärtige Kanon von Geschlecht als biologischem Schicksal ist da kontraproduktiv. Höchste Zeit, dass feministische Sichtweisen auch auf populärem Niveau wieder präsenter werden – ob sie nun sexy sind oder nicht.

Rezensionen zum Thema
'Dimensionen von Gender Studies'

Irmtraud Hnilica

Gender Studies, leicht gemacht!

Schöblier, Franziska (2008) *Einführung in die Gender Studies*. Berlin: Akademie Verlag (232 S., 19,80 Euro).

Dass der Stellenwert von Gender Studies an deutschen Universitäten immer mehr steigt, und zwar sowohl, was das eigenständige Studienfach betrifft, als auch in Hinblick auf Gender als theoretischen Zugriff in den verschiedenen Disziplinen, belegt die wachsende Zahl der Einführungen zu diesem Thema. Nun also noch eine „Einführung in die Gender Studies“? Ja – und mit Recht. Denn Franziska Schöblier, Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier und Verfasserin des gleichermaßen empfehlenswerten UTB-Bandes *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft* (Schöblier 2006), legt, das sei vorweggenommen, mit ihrem neuesten Buch eine Einführung in die Gender Studies vor, die in kürzester Zeit den Status eines Standardwerks haben wird. Diese Prognose ist risikofrei, weil Schöbliers Text Einzigartiges leistet: Er bietet einen Einstieg in das Gender-Sujet, wie er niedrigschwelliger kaum sein könnte – und das auf höchstem Niveau.

Bereits die Aufmachung überzeugt, der Band kommt in handlichem Format und angenehm unpräzios daher, versprüht etwas vom Charme der guten alten *Merve*-Bändchen. Man fühlt sich eingeladen – und ist es auch wirklich. Die Einführung setzt keinerlei Vorkenntnisse voraus, erläutert werden auch die grundlegendsten Konzepte (wie etwa die Annahme der Gender Studies, Geschlecht sei eine soziale Konstruktion) in einer klaren und einfachen Sprache. ‚Heruntergebrochen‘ wird dabei jedoch nichts; auch komplexe theoretische Zusammenhänge lassen sich prägnant und frei von jeglichem Geraune präsentieren – Franziska Schöblier zeigt, wie.

Der Band beginnt mit einer allgemeinen Verortung, mit der Frage „Was sind Gender Studies?“, legt deren feministischen Impetus dar, grenzt die Gender Studies aber auch präzise vom Feminismus ab. Es folgen Kapitel zur Geschichte der Geschlechter um 1800 und um 1900, Ausführungen zu den Pionierinnen des Feminismus Virginia Woolf und Simone de Beauvoir, ein Kapitel zur Frauenbildforschung, zu *Écriture féminine* und dekonstruktivem Feminismus, zu Diskursanalyse und Judith Butlers Identitätskritik, schließlich zu jüngeren Ansätzen wie den Queer, Postcolonial und Men’s Studies. Explizit geht Schöblier auch auf Gender und Film Studies, Gender und das literarische System, Gender und Memoria und Wissenschaftskritik ein, Komplexe, denen jeweils ein Kapitel gewidmet wird. Damit schreitet der Band das Feld, das er vorstellt, auch gründlich aus. Am Ende hat der Leser, die Leserin einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick zur Entwicklung der Gender Studies erhalten, kennt deren Strömungen und Ausdifferenzierungen und weiß um die mit dem Sujet verbundene politische Brisanz.

Zentrale Schlagworte und Begriffe an den Seitenrändern kommen der Leserin, dem Leser entgegen, erleichtern die Orientierung und ersparen den Bleistift. Schon daran wird deutlich, dass Schöblers *Einführung in die Gender Studies* einer Art Servicegedanken verpflichtet ist und in dieser Hinsicht viel leistet. Am Ende jedes Kapitels finden sich Fragen und Anregungen, die sowohl das Selbststudium anleiten, als auch DozentInnen zur Gestaltung von Seminaren anregen könnten. Dazu kommen – prägnant kommentierte – Lektüreempfehlungen. Und nicht nur das: Ein Serviceteil bietet am Ende eine ausgezeichnete erste Orientierung zu Bibliografien, Lexika, Einführungen, Handbüchern, Textsammlungen, Zeitschriften und Forschungseinrichtungen im Bereich der Gender Studies. Vor allem aber überzeugen die den jeweiligen Kapiteln vorgeschalteten Mini-Lektüren von Gemälden wie Gustave Moreaus *Ödipus und die Sphinx*, Salvador Dalís *Meine nackte Frau beim Betrachten ihres eigenen Körpers, der sich in Treppen, drei Wirbel einer Säule, Himmel und Architektur verwandelt*, Edouard Manets *Olympia*, Texten wie Friedrich Schillers *Das Lied von der Glocke*, Honoré de Balzacs *Das Mädchen mit den Goldaugen*, Conrad Ferdinand Meyers *Gustav Adolfs Page*, Johann Wolfgang Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre*, Fotografien wie Paul Régnards Fotografie der Hysterie-Patientin Augustine. Es gelingt Schöbler, jeweils im Rahmen einiger weniger Sätze eine Lektüre der Abbildung, des Textauszugs zu umreißen, so dass die ‚Anwendung‘ der vermittelten Theorie exemplarisch vorgeführt wird. Die Relevanz der Ausführungen liegt damit immer schon auf der Hand.

Dass der Band vom Verlag in die Reihe „Studienbuch Literaturwissenschaft“ gestellt wurde, bedeutet keineswegs, dass die Lektüre sich nur für LiteraturwissenschaftlerInnen lohnte. Im Gegenteil: Schöblers „Einführung in die Gender Studies“ wird – unabhängig von jeweiligen Einzeldisziplinen – allen unentbehrlich werden, die sich mit Gender befassen, sei es in Studium, Lehre oder Forschung.

Wera Morawietz

Die autonome Szene als Vorbild für die Verbindung von feministischen Theorien und politischer Praxis

Melanie Groß (2008) *Geschlecht und Widerstand. post.. | queer .. | linksradikal. .*
Ulrike Helmer Verlag: Königstein/ T. (249 S., 19,90 Euro).

Erst die Analyse von Widerstand zeigt, welche Machtverhältnisse existieren
nach Michel Foucault (1987, 245)

Ganz nach Foucault möchte Melanie Groß in ihrem Buch auf 249 Seiten feministische Theorie und Praxis zusammenbringen und untersuchen, ob die Reflexion der Praxis der Theorie-Debatte Impulse liefern kann, um Machtverhältnisse zu analysieren.

Sowohl in Theorie als auch Praxis stellt sich nach Auffassung von Groß die Frage, ob den komplexen und paradox erscheinenden Macht- und Herrschaftsformen unserer Gesellschaft überhaupt Widerstand entgegengesetzt werden kann. Dies gelte umso mehr im Zeitalter des Poststrukturalismus, einer Zeit, in der der Begriff „Frauen“ von ihren VertreterInnen schon als normierend und gewaltförmig gesehen wird und „Feminismus weiß und bürgerlich, auf Anpassung an das Bestehende fixiert, ausgrenzend und tendenziell rassistisch ist“ (9).

Anhand feministischer Theorien wird diese Frage ebenso diskutiert wie in der linksradikalen, feministischen autonomen Szene, die Melanie Groß in ihrem Buch in den Mittelpunkt stellt. Die ‚Szene‘ muss zusätzlich zu dieser Frage immer wieder versuchen, die Theorie mit der Praxis des politischen Aktivismus zu verbinden.

Im ersten Teil des Buches wird die Kritische Theorie sowie ihre feministischen Erweiterungen, die poststrukturalistischen Feminismen, als Grundlage für *Queer Theory* und die postkolonialen Theorien beleuchtet, um festzustellen, auf welcher Theoriegrundlage die ‚Szene‘ handelt. Groß schafft es hier, die Theorien sehr gut und kurz darzulegen und die unterschiedlichen Schwerpunktlegerungen ihrer Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse sowie die jeweiligen Schwachstellen herauszuarbeiten. Ein Problem ist jedoch, dass sich zwischen den vorgestellten Theorien z.T. große Lücken auftun. So wird der „Streit um Differenz“, der bis heute die feministische autonome Szene prägt, von der Autorin gänzlich außen vor gelassen.

Im zweiten Teil des Buches wirft Groß auf der Grundlage der Ergebnisse von drei Gruppendiskussionen einen direkten „Blick in die feministische Szene innerhalb des autonomen Spektrums einer mittelgroßen Stadt in Nordrhein-Westfalen“ (108).

Alle in der Analyse berücksichtigten Gruppen vertreten durchweg Ansätze von queeren Positionen. Zwar kann es durchaus möglich sein, dass bei den untersuchten politischen Gruppierungen in diesem Fallbeispiel Kämpfe wie im so genannten „Streit um Differenz“ nicht mehr vorherrschend sind. Doch besonders für Feministinnen, die in den 80er Jahren politisiert wurden und noch heute in der autonomen Szene aktiv sind, ist die Frage der Differenz ein wichtiges Thema. Indem Groß diese Tatsache zum großen Teil ignoriert, grenzt sie insbesondere die ‚ältere‘ feministische Szene, die mit queeren Ansätzen nichts zu tun hat oder haben will, aus ihrer Betrachtung aus.

Die untersuchten Gruppen arbeiten mit dem bestehenden autonomen Zentrum der Stadt zusammen. Sie sind zwar alle mehr oder weniger Teil der Autonomen Szene, kritisieren sie aber gleichzeitig. Bei der ersten Gruppe handelt es sich um eine Frauengruppe, die ihren Arbeitsschwerpunkt auf Hochschulpolitik legt. Diese Gruppe wird von der Autorin als postfeministisch eingeordnet. Die zweite Gruppe ist eine Musikband, deren Mitglieder zum Teil schon seit mehreren Jahren im autonomen feministischen Referat der Universität aktiv sind.

Sie organisieren vor allem kulturelle Veranstaltungen und stufen sich selbst als queer-feministisch ein. Die dritte Gruppe definiert sich als linksradikal-feministisch.

In den geführten Gruppendiskussionen kristallisierten sich unterschiedliche theoretische Schwerpunkte ihre politischen Arbeit heraus, die sich mit den Schlagworten *Normativität*, *Zuschreibung* und *Wirkungsmächtigkeit* grob umreißen lassen. Entsprechend der gewählten Schwerpunkte sind auch ihre eingesetzten Mittel im politischen Aktivismus verschieden.

Trotz der Differenzen in der Schwerpunktsetzung und der Vorstellung von Aktivismus versuchen die Gruppen gemeinsam Politik zu machen. Denn alle wenden sich gleichermaßen gegen Diskriminierung und Unterdrückung und alle gehen gleichermaßen von der sozialen Konstruktion von Geschlecht aus.

Aus den unterschiedlichen Ansätzen resultieren vielfältige Aktionsformen, die manchmal von einzelnen Gruppen, oft aber auch von allen zusammen getragen werden: Skandalisieren und Sichtbarmachen von Verhältnissen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, Sichtbarmachen von nicht-hegemonialen Lebensformen und Existenzweisen und Information und Aufklärung, um Gegenöffentlichkeit zu erzeugen.

Ein Anliegen der Autorin ist es, durch die Verbindung der Gruppendiskussionen mit feministischen Theorien „eine Antwort auf die Frage [zu] finden, wie unter komplexen und sich widersprechenden Vorstellungen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen theoretisch und praktisch feministisch gehandelt werden kann“ (123). Groß zeigt, dass die verschiedenen Gruppen aus der Szene zwar um die Definitionsmacht der besten Aktionsformen kämpfen und konkurrieren. Trotz dieser Differenzen partizipieren und unterstützen aber alle auch die von den anderen Gruppen gewählten Aktionsformen. Sie legen sich also nicht auf eine einzigen Strategie fest, um widerständig zu handeln. Vielmehr verfolgen die einzelnen Gruppen verschiedene Strategien, die auf drei unterschiedliche Versionen feministischen Handelns verweisen.

Groß setzt die Aktionsformen der untersuchten Gruppen mit den Theorien von Judith Butler und anderen feministischen Theorien in Verbindung. Doch wie wichtig bzw. interessant ist dies für die wissenschaftlich-feministische Debatte? Die Autorin sieht, dass die ‚Szene‘ durch ihre Heterogenität von Ansichten und Praktiken gewissermaßen die Forderung von Nicole Wachter einlöst,

angesichts der vielen Gesichter von Machtbeziehungen [die] Widerstandsformen zu multiplizieren – einen einzigen Ort des Widerstandes zu privilegieren, hätte eine unverhältnismäßige Einschränkung des Handlungsspielraums sowie die Minderung der Artikulationsmöglichkeit verschiedener Interessengruppen zur Folge. (224)

Nach Groß könne die feministisch-wissenschaftliche Debatte aus der Praxis der autonomen feministischen Szene nicht zuletzt lernen,

dass komplexe Macht- und Herrschaftsverhältnisse weder theoretisch noch politisch aus einer Position heraus umfassend ermittelt oder angegriffen werden können. Insofern kann es auch nicht das Ziel feministischer Theoriedebatten sein, eine Theorie zu formulieren, die den Anspruch hat, alle Unterordnungsverhältnisse zu analysieren (227).

Groß sieht zwar durchaus die Notwendigkeit, die von ihr im ersten Teil des Buches herausgearbeiteten Leerstellen der Theorien zu füllen, wozu eine Konfrontation der unterschiedlichen Theorieansätze beitragen kann. Es kann ihrer Meinung nach jedoch nicht das Ziel sein, eine Meta-Theorie zu finden, die die Vielfalt gesellschaftlicher Ungleichheiten und Unterdrückungen analysiert und erklärt und noch dazu einen Ansatzpunkt für den politischen Aktivismus bieten will.

SoziologInnen analysieren häufig Machtverhältnisse, ohne der Frage nachzugehen, ob und wie diese kritisiert und attackiert werden können. Genau dies ist jedoch ein wichtiges Anliegen der Arbeit von Groß.

Zwar gibt es besonders in Groß' Zusammenfassung noch einige Punkte, an denen die Praxis der autonomen feministischen Szene expliziter mit Theorieansätzen hätte verbunden werden können. Dennoch liegt hier ein Buch vor, das die Synergie von Theorie und Praxis anstrebt, was lobend hervorzuheben ist. In nachfolgenden Untersuchungen könnten sowohl noch andere Theorieansätze wie die von Donna Haraway in die Analysen einfließen, als auch versucht werden, die ‚ältere‘ feministische Szene nicht ganz zu ignorieren. Insgesamt stellt das Buch einen vielversprechenden, ersten Ansatz dar, feministisch-autonome Praxis und feministische Theorien zusammen zu bringen. Es ist daher auf jeden Fall lesenswert.

Rezensionen zum Thema
'Elternschaft'

Diana Baumgarten

Deutsche Väterforschung im Überblick

Tanja Mühling/ Harald Rost (2007) Hg. Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (271 S., 19,90 Euro).

Der Sammelband von Tanja Mühling und Harald Rost hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Thema Vaterschaft aus verschiedenen Blickwinkeln und Disziplinen zu beleuchten. In den einzelnen Beiträgen wird dann auch nahezu die gesamte Bandbreite der deutschen Väterforschung dargestellt.

Den Auftakt macht Gudrun Cyprian, welche sich mit den Dimensionen der Vaterrolle, die innerhalb der deutschen Forschung seit den 1970er Jahren thematisiert worden sind, beschäftigt. Auf eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff der ‚Rolle‘ gibt sie einen Überblick über die verschiedenen Phasen, die es innerhalb der deutschsprachigen Väterforschung gab und zeigt die Faktoren auf, die zu Veränderungen im Verhalten von Vätern führten. Sie beleuchtet grundsätzliche konzeptionelle Probleme sowie methodische Unzulänglichkeiten der bisherigen Väterforschung. Ihre Kritik zielt u.a. auf die vielen und selten aufeinander bezogenen Einzelstudien in diesem Themenfeld. Daher fordert sie komplexer angelegte Untersuchungsdesigns und eine stärkere Hinterfragung normativer Zuschreibungen, an denen das Verhalten von Vätern gemessen wird.

Daniela Grunow beschäftigt sich im zweiten Beitrag des Bandes damit, ob und in welcher Weise sich der Wandel der Geschlechterrollen auf das Väterhandeln im Alltag auswirkt. Dabei hinterfragt sie kritisch, ob sich der postulierte Geschlechterrollenwandel auch in der Alltagspraxis wiederfinden lässt. Mit besonderem Blick auf die Vater- und Ernährerrolle vergleicht sie empirische Studien (aus Deutschland) zum Thema familiäre Arbeitsteilung und diskutiert unterschiedliche theoretische Erklärungsansätze. Spannend ist hier der Abschnitt zu Persistenz und Wandel väterlichen Engagements im Alltag. Grunow zeigt auf, dass trotz verschiedener Veränderungen im Alltagshandeln von Vätern das Bild der männlichen Ernährerrolle unangetastet bleibt. Dieses Bild und das damit verbundene männliche Erwerbsverhalten bestimmen nach wie vor die Zeitallokation von Vätern in ihrem Alltag.

Mit dem in der sozialwissenschaftlichen Forschung bisher wenig beachteten Thema des Kinderwunsches bei Männern beschäftigt sich Harald Rost in seinem Beitrag. Er gibt einen Überblick über aktuelle Einstellungen zu diesem Thema und geht der Frage nach, wieso in den westlichen Industrieländern zunehmend immer weniger Menschen Kinder bekommen möchten. Zugleich macht er deutlich, dass dieses Thema bisher vor allem aus der Perspektive der Frauen beleuchtet wurde, galten sie doch als die ‚sichereren‘ InformantInnen. Mittlerweile weiss man aber, dass auch Männer einen wichtigen Part bei der Familienplanung und tatsächlichen Realisierung des Kinderwunsches übernehmen. Rost kommt in seiner Auswertung zu dem Schluss, dass eine als stabil

eingeschätzte Partnerschaft sowie eine sichere berufliche Situation bei Männern eine grössere Rolle spielen, als bei Frauen. Zugleich scheint Kinderlosigkeit für Männer als dauerhafte Lebensform an Attraktivität zu gewinnen.

Mit dem zunehmenden Engagement der Väter bei der Kinderbetreuung stellt sich auch ihnen die Aufgabe, Arbeit und Familie in ein lebbares Gleichgewicht zu bringen. Thomas Gesterkamp benennt in seinem Artikel betriebliche Hindernisse, die ein stärkeres Engagement von Vätern in der Familie ver- bzw. behindern. Eine aktiv gelebte Vater-Kind-Beziehung hat in den wenigsten Unternehmen Platz. Zu den strukturellen Hindernissen der Berufswelt kommen die Schwierigkeiten auf privater Ebene hinzu. Ein wesentlicher Punkt ist hier z.B. das mangelnde Zutrauen der Mütter in die Kompetenzen ihrer Partner bzgl. Erziehungs- und Versorgungsarbeit. Gesterkamp resümiert, dass neben strukturellen Hindernissen auch die geschlechtsspezifische Sozialisation als Grund dafür gesehen werden kann, dass die Geburt des ersten Kindes für viele Paare als Realitätsschock erlebt wird. Vorbilder aus den skandinavischen Ländern (Stichwort: Papa-Monate) sowie die Erweiterung von Handlungsspielräumen sind für ihn wichtige Ansätze, um Vätern die Vereinbarkeit zu erleichtern.

„Nichts Neues“ könnte man zunächst denken, wenn man den Titel „Wie verbringen Väter ihre Zeit? – Männer zwischen ‚Zeitnot‘ und ‚Qualitätszeit‘“ (115-160) des Beitrags von Tanja Mühling liest, denn Zeitbudgetstudien sind in der Familienforschung nicht unbekannt. Dass dies jedoch kein trockener Artikel über Zahlenreihen ist, wird beim Lesen schnell klar. Mühling gelingt es, die Ergebnisse aus verschiedenen Zeitbudgetstudien mit Ergebnissen zu Erwerbsverläufen bei Frauen und Männern vor bzw. nach der Familiengründung zu verknüpfen. Sie geht der Frage nach, wie viel Zeit Väter in Deutschland in Abhängigkeit von ihrer Lebenssituation mit verschiedenen Aufgaben und in unterschiedlichen Lebensbereichen jeweils verbringen und wie sie selbst diese Zeitverwendung bewerten. Dass das Erwerbsleben die Zeitverwendung eines Mannes umso mehr dominiert, je mehr Kinder er hat, ist zwar keine neue Erkenntnis, wird bei Mühling jedoch auf besonders anschauliche, alltagsbezogene und lesenswerte Art und Weise geschildert.

Dirk Hofäcker stellt in seinem Artikel heraus, dass das Thema ‚Väter‘ nicht nur auf nationaler, sondern auch auf internationaler Ebene stärker ins Blickfeld wissenschaftlicher wie politischer Aufmerksamkeit gerückt ist. Da es bislang nur wenige vergleichende Untersuchungen gibt, die den Zusammenhang von Einstellungsmustern von Vätern und der tatsächlichen familialen Arbeitsteilung international kontrastieren, versucht Hofäcker nun genau dies zu tun. Dabei bezieht er die Frage, welche Effekte unterschiedliche wohlfahrtsstaatliche Ansätze zur Förderung der Geschlechtergleichheit auf die Einstellungs- und Verhaltensmuster von Vätern haben, mit ein. Er hält fest, dass auf Einstellungsebene egalitäre Geschlechter(rollen)bilder in allen europäischen Ländern mehrheitlich begrüßt werden. Die für Deutschland immer wieder konstatierte Verhaltensstarre im konkreten Alltagshandeln von Vätern lässt sich auch im internationalen Kontext finden. Dem Einzug eines ‚neuen Vatermodells‘ innerhalb von Europa stehen nach wie vor strukturelle wie kulturelle Hemmschwellen gegenüber.

Antworten auf die Frage, woher die in Hofäckers Artikel beschriebene Verhaltensstarre kommen könnte, findet man im Beitrag von Rainer Volz. Er setzt sich mit der Frage auseinander, wieso traditionelle Geschlechterbilder so beharrlich weiter bestehen. Aus vorliegenden empirischen Studien arbeitet er heraus, was über Einstellungsmuster von Männern und Frauen zu Themen wie ‚innerfamiliäre Arbeitsteilung‘ oder ‚Aktivitäten von Vätern mit Kindern‘ bekannt ist. Dabei weist er einmal mehr auf die strukturellen Zwänge hin, die nach wie vor eine traditionelle Arbeitsteilung nahe legen und der sich viele Paare in ihrem Alltag beugen. Volz resümiert: die Kluft zwischen den Wünschen und der Wirklichkeit bleibt bestehen, so lange es nicht gelingt, eine familienfreundlichere Organisation der Arbeitswelt zu etablieren.

Michael Matzner beleuchtet mit den allein erziehenden Vätern eine Gruppe, die bisher von der Familienforschung kaum berücksichtigt wurde. Auf Grundlage der wenigen deutschsprachigen Studien versucht er, dieser Familienform ein Gesicht zu geben. Wie bereits aus Studien zu allein erziehenden Müttern bekannt ist, kommt auch Matzner zu dem Schluss, dass es *den* allein erziehenden Vater nicht gibt. Vielmehr bietet sich ein Bild verschiedener Lebenslagen an. Reaktionen aus dem sozialen Umfeld sowie das eigene Selbstbild machen deutlich, dass Vaterfamilien in Deutschland keineswegs eine Selbstverständlichkeit darstellen.

Der letzte Beitrag stammt von Ruth Limmer und beschäftigt sich mit der Frage, welche Bedeutung die Abwesenheit von Vätern auf die Entwicklung von Kindern hat. Die von Limmer dargestellten Befunde konzentrieren sich vor allem auf Väter, die nach einer Trennung und Scheidung von ihrer Familie getrennt leben. Nach einem Abriss der entwicklungspsychologisch orientierten Väterforschung kommt sie auf die Bedeutung von Vätern in den verschiedenen Entwicklungsschritten eines Kindes, zu sprechen. Sie fordert neue Ansatzpunkte im Umgang mit strukturellen Barrieren sowie im Bereich der Elternbildung, um Väter bei der Aufrechterhaltung der Beziehung zu ihren Kindern zu unterstützen, denn bisher vorliegende Ergebnisse lassen auf erhebliche Folgen der Vaterabwesenheit für die kindliche Entwicklung schließen.

Das Vorhaben der beiden HerausgeberInnen, die Themen der deutschsprachigen Väterforschung aus verschiedenen fachlichen Blickwinkeln darzustellen, ist ausgezeichnet eingelöst worden. Die Artikel sind eine gelungene Mischung aus historischer Verortung, aktuellem Stand der Forschung und inhaltlicher Analyse des jeweiligen Themas. Dabei sind die einzelnen Beiträge in ihren Vertiefungen eines Themas sowie in ihrer Reihenfolge sinnvoll zusammengestellt. Ausgangspunkt der Analysen ist, bis auf den Artikel von Cyprian, das Alltags Handeln von Vätern mit seinen Anforderungen, Schwierigkeiten und Veränderungen. Durch die Darstellung der unterschiedlichen Forschungsperspektiven wird deutlich, dass Konzepte, die all diese Themen miteinander verbinden, noch fehlen. Somit ist die/ der Lesende selber dazu aufgefordert, sich über Zusammenhänge und Bezüge der einzelnen Forschungsperspektiven Gedanken zu machen. Allen, die sowohl auf der Suche nach umfassenden Informationen zum Stand der

deutschsprachigen Väterforschung, als auch an einer kritische Beleuchtung der Thematik interessiert sind, sei der Sammelband wärmstens empfohlen.

Greta Olson

Das Honorieren der Lust, Mutter zu sein

Daphne de Marneffe (2007) Die Lust, Mutter zu sein. Liebe, Kinder, Glück [2004]. Aus dem Amerikanischen von Juliane Gräbener-Müller. Erstveröffentlichung in den Vereinigten Staaten. München/ Zürich: Piper (480 S., 12,95 Euro).

In der Krabbelstube meines jüngsten Kindes wurde ein Cartoon aufgehängt: Es zeigt einen ehrwürdigen deutschen Bischof, der sich bückt, um einem bettelnden Mann etwas Geld in seine ausgestreckte Hand zu geben. Um den Hals des Bettlers hängt ein handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift: Ich war ein Kitakind.

Diese Anspielung auf die deutsche Debatte um Familienministerin Ursula von der Leyens Forderung nach neuen Krippenplätzen mag als geeigneter Einstieg in die Besprechung eines Buchs dienen, das ein ganz anderes Licht auf das Mutterdasein wirft, als der Diskurs hierzulande gerade zulässt. Die Art, wie Kleinkinder angemessen zu betreuen sind und indirekt, wie Mütter zu sein haben, wurde in Deutschland im vergangenen Jahr heftig debattiert. Die empörte Kritik des Augsburger Bischofs Mixa, Ministerin von der Leyen wolle die Frauen zu ‚Gebärmaschinen‘ degradieren, bleibt unvergesslich. Es ging auch um eine bittere, existenzielle Schuldzuweisung für unseren fehlenden Nachwuchs. Liegt die Schuld bei den zu ehrgeizigen ‚karrieregeilen‘ Frauen oder gerade eben bei deren Männern, die sich weigern ‚erwachsen zu werden‘ und Verantwortung in einer zunehmend narzisstischen Gesellschaft zu übernehmen? Oder resultiert das Ausbleiben der Kinder aus einem veralteten konservativen System der Halbtagschulen und nicht existenter Betreuungsangebote?

Statt um Schuldzuweisung geht es in De Marneffes Studie um die Lust, Kinder zu bekommen, um deren Betreuung und, um die psychische Entwicklung, die mit dem Kinderkriegen einhergeht. Dies ist insofern ein höchst kontroverser Ansatz, als dass Ausführungen der Autorin folgendermaßen ausgelegt werden könnten: Kinderlosigkeit führe bei Erwachsenen (Frauen) zu einer retardierten psychologischen Entwicklung. Aufgrund dieser möglichen falschen Leseart möchte ich vorweg den sehr anderen, amerikanischen Kulturzusammenhang betonen, vor dessen Hintergrund De Marneffe schreibt. In den Vereinigten Staaten gehören zwei bis drei Kinder zum Durchschnitt einer Mittelschichtsfamilie; aus ökonomischen Gründen ist es auch ‚normal‘ und üblich, dass Mütter arbeiten. Nicht nur müssen Hypotheken auf Häuser abbezahlt werden, es muss zudem rigoros für die Ausbildung des Nachwuchses gespart werden. (Die

Studiengebühren für ein mittelmäßiges College in den USA belaufen sich mittlerweile auf ca. 40.000 Dollar pro Jahr.)

Wie der Titel *Die Lust, Mutter zu sein* verrät, schreibt De Marneffe über die Freuden des Mutterseins. Sie beklagt eine postfeministische Tendenz, Mutterschaft entweder zu essentialisieren oder sie für ein Konstrukt zu halten, welches das Selbstbestimmungsrecht einer Frau einschränkt. Die Lust, Mutter zu sein, wird als eine ideologische Projektion einer patriarchalischen Gesellschaft dargestellt. Sehr kritisch fragt De Marneffe, ob dies vielleicht mit einem generellen Misstrauen gegenüber den essentiellen Lüsten von Frauen zu tun hat: „Das Problem der Frauen ist heute allerdings weniger ein Mangel an sexueller Freiheit, als vielmehr die sich hartnäckig haltende Annahme, Eros habe nichts mit Mutterschaft zu tun“ (393). Das Muttersein wird zum Beispiel als eine andauernde und langweilige Unterforderung geschildert:

[O]bwohl viel über die Tendenz geschrieben worden ist, die negativen Aspekte des Mutterseins mit dem zu übertünchen, was die Schriftstellerin Anna Quindlen die „Hallmark-Karten-Version“ nannte, lohnt es sich doch, eine Reihe gesellschaftlicher Vorstellungen zur Kenntnis zu nehmen, die uns ganz im Gegenteil geneigt machen, Mutterschaft in einem negativen Licht zu sehen. Nehmen wir als Beispiel die Darstellung der Versorgung kleiner Kinder als „langweilig“. (186 f)

Das Verlangen, Mutter zu werden und Mutter zu sein, d.h. Kinder zu bekommen, zu lieben und zu betreuen und intensiv Zeit mit ihnen zu verbringen, hat ihrer Meinung nach bisher viel zu wenig psychoanalytische Aufmerksamkeit bekommen. Kinder zu haben und zu lieben macht glücklich und ist Teil eines Eros, der nicht mit der sexuellen Liebe gleichzusetzen ist. Der Eintritt ins Muttersein geht vielmehr einher mit einer neuen Beziehung zum Selbst und ruft neue menschliche Kapazitäten hervor, welche sowohl körperliche, intellektuelle, intuitive, als auch emotionale Facetten haben.

Weil sich so etwas anti-feministisch anhören kann, besteht die Gefahr De Marneffe als Konservative anzusehen, frei nach dem Motto: Frauen, Ihr habt Eure innerliche Bestimmung verpasst, wenn Ihr nicht möglichst viel Babys in der Welt setzt und mit ihnen zu Hause bleibt. De Marneffe ist ausdrücklich Feministin, sie unterstützt aber einen Feminismus, der Frauen hilft, nicht nur Kinder zu haben, sondern auch Zeit für sie zu haben. Dabei geht sie sehr schwierige Themen an, z.B. dass viele Frauen Berufslaufbahnen einschlagen die keinen oder wenig Platz für das Kinderbekommen zulassen, obwohl sie selbstverständlich Kinder haben wollen; dass es in der Tat schwierig ist, Geschlechtergleichheit heranzubringen und gleichzeitig eine ‚mütterliche Identität‘ zu bewahren (374); dass ein geglücktes Berufsleben für die meisten Mütter mit der Qualität der Kinderbetreuung steht und fällt, und dass – unglückliche Realität – sich die Bedingungen der Kinderbetreuung stets ändern, weil die Arbeit unterbezahlt ist und viel zu wenig anerkannt wird.

De Marneffe schreibt auch feinfühlig darüber, wie schwer es Müttern fällt, Väter an der primären Bindung zu den Kindern teilhaben zu lassen. Diese Ungleichheit wird in Scheidungsfällen besonders auffällig: Manche ziehen es vor, Kinder eher von Drittpersonen als von ihren Vätern betreuen zu lassen. De Marneffe beschreibt zudem überzeugend, inwiefern die Debatte um Abtreibung und unfreiwillige Kinderlosigkeit auch Aspekte unserer derzeitigen Ambivalenz gegenüber dem Muttersein und der Rolle der Mutter zeigen. Weswegen wir Schwierigkeiten haben, die Lust Mutter zu sein zu honorieren, hat ihres Erachtens mit der Gleichsetzung von Mutterschaft mit Hausarbeit und Unterqualifizierung zu tun, wie auch mit einem kapitalistischen Zwang, jede Art wertvoller Arbeit in irgendeiner Form quantifizieren zu wollen.

Ihr allgemeines Ziel ist es, den Wunsch Kinder zu haben und zu betreuen psychisch wie auch gesellschaftlich aufzuwerten; dies ist ein Ziel bei dem es genauso um Väter wie um Mütter geht. Das, was durch das Kinderhaben gelernt und erfahren wird, muss artikuliert und als Wert anerkannt werden:

Kinder können, wenn wir sie lassen, unser Zusammengehörigkeitsgefühl stärken. Wie ein Freund sagte, als ich ihm vor Jahren verriet, dass es mich mit Wehmut erfülle, keine Kinder mehr zu gebären: ‚Es geht nicht darum, daß du immer weiter Kinder bekommst. Es geht darum, daß du einen neuen Weg für die Erfahrung der Liebe findest, die du für deine Kinder verspürst, eine Liebe, die sich anfühlt wie keine andere, dass du deine Liebe für andere erweiterst und vertiefst.‘ Und das ist der Grund, weshalb es lohnt – wenn wir nicht mehr in Windeln versinken, nicht mehr um die Abfassung von Einkaufslisten ringen, nicht mehr von der Angst erfüllt sind, unsere Jobsicherheit oder berufliche Position hinge davon ab, dass wir keine Unruhe stiften – darüber nachzudenken, wie wir die Kenntnisse, die wir aus dem Erziehen und Versorgen unserer Kinder gezogen haben, in den gesellschaftlichen Kontext einbringen können. Anzeichen für solche Bemühungen gibt es überall um uns herum. Wir sehen sie in dem schönen, umfassenden Wissen, dessen Quelle die persönlichen Erfahrungen von Frauen und Männern sind, die Kinder haben und für sie sorgen. (429 f)

Dieses zentrale Zitat schneidet *the ethics of care* (Fürsorgeethik) an. Dieser Entwurf, der von Carol Gilligan initiiert wurde, der aber meines Erachtens auch nah an die Philosophie Martin Bubers und Emmanuel Levinas' reicht, beschreibt eine Ethik, die nicht auf Gerechtigkeit basiert, sondern auf der Beziehung zwischen dem Selbst und Anderen. Nach dieser Ethik trifft ein Mensch moralische Entscheidungen nicht auf der Basis der Vernunft, sondern auf der der Solidarität und der Werte von Beziehung.

Ich lese De Marneffe so, dass ihr zufolge viele Menschen eine ethische Entwicklung durchlaufen, indem sie Kinder bekommen und lieben. Diese Liebe für den anderen ist weit größer als die Liebe zu sich selbst und auch weniger egoistisch geprägt als erotische Zuneigung. Dadurch ist der Mensch womöglich auch in der Lage, diese Liebe für die eigenen Kinder auf andere zu erweitern

und hat dadurch einen anderen Sinn von Verantwortung der Welt gegenüber. Solche Erfahrung müssten auch in der Arbeitswelt gewertet und eingebracht werden. De Marneffe will also den Eros zum Muttersein zurückbringen, möchte aber auch, dass psychoanalytische Erkenntnisse und der Erfahrungsreichtum des Mutterseins mehr Anerkennung gewinnen.

Sehr erfrischend ist wie De Marneffe aus ihrer eigenen Erfahrung als arbeitende Mutter von drei Kindern schreibt. Dies schließt die sich stetig ändernden Bedürfnisse und Bedingungen ihres Arbeitslebens und Mutterseins ein. Sie beschreibt auch ihre eigene Ambivalenz sehr ehrlich. Elegant bewegt sie sich zwischen dem Anekdotischen und dem Allgemeinen und schafft es, beispielsweise, Julia Kristevas Differenzierung zwischen symbolischen und semiotischen Welten so zu beschreiben, dass sie allgemein verständlich ist.

Ob De Marneffes sehr wichtiger Ansatz in Deutschland aufgenommen werden kann, bleibt abzuwarten. Wir scheinen hier etwas in einem Entweder-Oder-Paradigma zu verharren, in welchem Frauen, die Kinder haben, entweder als Rabenmütter oder als Hausküken abstempelt werden. De Marneffe lädt ein zu einer anderen Art des Sprechens und Denkens über den Eros des Mutterseins.

Christina Schoch

Mutter-Natur

Christine Brinck (2007) *Mütterkriege. Werden unsere Kinder verstaatlicht?* Freiburg/ Basel/ Wien: Herder Verlag (154 S., 12,90 Euro).

Um das seelische Wohlbefinden von Klein- und Kleinstkindern geht es Christine Brinck in *Mütterkriege*. Und so schiebt sie, in Anbetracht der von höchster politischer Ebene ausgegebenen Forderung nach mehr Krippenplätzen für unter Dreijährige, die besorgte Frage „Werden unsere Kinder verstaatlicht?“ im Titel ihres Buches gleich hinterher.

Ihr Anliegen, auch die Perspektive der Kinder einzubeziehen, die sich in der aufgeheizten Debatte um Rabenmütter und Karrierefrauen selbst nicht äußern können, ehrt sie und bereichert den Diskurs um einen zwar nicht brandneuen, aber außerordentlich wichtigen Aspekt. Angesichts einer so emotionalisierten und emotionalisierenden Frage wie der, ab wann und in welchem Umfang welche Art der Fremdbetreuung für Babys und Kleinkinder angemessen und gut ist, mag man der Autorin ihren häufig ins Polemische kippenden, überengagierten Ton nachsehen, ebenso wie die Beflissenheit, mit der sie schlagzeilenartig vorwiegend US-amerikanische Studien zum Beleg ihrer Thesen bemüht, ohne über deren Aufbau, Sample und Methode einen Nebensatz zu verlieren und ohne die Arbeiten genauso ‚renommierter‘ Forschungseinrichtungen und Wissenschaftlerinnen hinzuzuziehen, die genau das Gegenteil behaupten. (Zusammengetragen und leicht verdaulich diskutiert unter anderem in Titelgeschichten des *SPIE-*

GEL, Nr. 9/2008, *GEO*, 05/2007 und immer wieder in der *ZEIT*, Nr. 17/2007, Nr. 25 2007 usw.)

Sehr richtig weist die Autorin immer wieder darauf hin, dass „Menschenkinder intensive, lang andauernde und sehr persönliche Liebe und Pflege benötigen“ (14). Dass an diese Liebe und Pflege vor allem in den ersten Lebensjahren des Kindes in qualitativer und quantitativer Hinsicht nichts an die Fähigkeiten der leiblichen Mutter heranreicht – und heranreichen sollte, dafür garantieren nach Ansicht von Brinck ein natürlicher Mutterinstinkt, gekoppelt mit den biologischen Vorgängen der Schwangerschaft, welche die werdende Mutter als beste aller Bezugspersonen prädestinieren. Problematisch wird die Sache nun dadurch, dass die Verhältnisse, hier konkret die der bundesrepublikanischen Gesellschaft, sich nun einmal entwickeln und verändern. Und das, in Bezug auf die Themen Kinderkriegen, Mutterschaft, Rollenbilder, innerhalb einer relativ kurzen historischen Phase. Von der mehrere Generationen umfassenden Großfamilie zu Vater, Mutter und ein bis zwei Kindern, vom Versorger, der alleine letztere ökonomisch unterhalten kann, zum berufstätigen Elternpaar, das doppelt verdienen muss, um sich selbst plus Kinder über Wasser zu halten, von Frauen – und Männern, die auf bestimmte, stabile Rollenbilder hin sozialisiert wurden zu fragmentierten Lebensläufen hoch qualifizierter Akademikerinnen und Akademiker. All dies bewirkt, dass sich vor allem für Frauen, aber auch für Männer neue Lebensbereiche und Lebensmodelle eröffnet haben. Eine Frau entscheidet sich, gemeinsam mit einem Mann oder auch alleine, vielleicht für ein Leben ohne Kinder, oder sie entscheidet sich für ein Leben mit Kind(ern), wird dann aber trotzdem einen größeren oder kleineren Teil des Tages in von Mann und Kind getrennten Kontexten verbringen. In diesem Fall, so stellt Brinck richtig und nachdrücklich fest, muss für eine feste Bezugsperson gesorgt sein, zu der das Baby oder das Kleinkind eine liebevolle und verlässliche Bindung aufbauen kann. Das bedeutet, dass erstens eine entsprechende Infrastruktur vorhanden sein muss und diese zweitens hohen qualitativen Anforderungen genügen muss.

Letztendlich, und hierin liegt die verständliche, aber maßgebliche Verkürzung vieler Beiträge wie diesem zur aktuellen Debatte, ist jede Familie, ist jedes Elternpaar und jedes Kind individuell – ein Einzelfall. Es ist die schwierige Aufgabe jeder Politik, Lösungen für gesamtgesellschaftliche Probleme zu finden, die dann für sehr viele Einzelfälle greifen sollen. Dass das nicht funktioniert, zeigen die Debatten, die wir in unserer demokratischen Gesellschaft leidenschaftlich über viele verschiedene politische Maßnahmen führen. Weil es diese Debatten gibt, gibt es auch Veränderungen und Verbesserungen, manchmal auch ‚Verschlimmbesserungen‘. Es ist der Sache jedoch inhaltlich nicht dienlich, wenn in Beiträgen der Sorte Brinck wieder einmal versucht wird, ein hochindividuelles, hochsensibles Thema wie das des Zusammenlebens in und außerhalb von Familien für Millionen Betroffene über einen Kamm zu scheren und zusätzlich noch auf unsachliche Art und Weise Horrorszenarien zu entwickeln („Quality Time ist ein Konzept, das von denselben Leuten schön geredet wird, die auch

Scheidungen für Kinder gut finden“ (53), „Zeitarmut der Eltern (...) führt geradewegs zu den großen Problemen unserer älteren Kinder“ (54), „Je früher und länger ein Kind in die Krippe geht, desto langsamer ist seine soziale Entwicklung“ (58)). Es gibt keine einheitlichen, keine besten, sondern nur ganz und gar individuelle Lösungen. Und es gibt, wie schon Brincks Kollegin Iris Radisch schrieb, „keine natürliche Mütterlichkeit. (...) Mütterlichkeit ist genauso wie Väterlichkeit keine selbstverständliche, sondern eine erst zu entwickelnde, vielen Irritationen und Behinderungen ausgelieferte Eigenschaft“ (Radisch 2007, 145). Diese Tatsache, dass Mütterlichkeit keine sich automatisch einstellende, naturgegebene Eigenschaft von Frauen mit Kindern ist, wird in der deutschen Gesellschaft immer noch als Tabu gehandelt. Genauso wie es anscheinend unvorstellbar ist, dass auch ein Mann ein Kind zwar vielleicht anders, aber in Sachen Fürsorge, Liebe und Lebenstüchtigkeit gleichwertig aufziehen kann wie eine Frau. In dieser Hinsicht bleiben die Vaterfiguren, die Brinck auf wenigen Seiten erstaunlich schnell und einfach abhandelt, ziemlich blass.

Tatsache ist, dass, wie Brinck beschreibt, kleine und kleinste Kinder hilflos und deshalb auf die Liebe, Pflege und Fürsorge erwachsener Bezugspersonen angewiesen sind. Deshalb ist es die Pflicht und die Verantwortung der Eltern, für ein liebevolles, fürsorgliches, konstantes Umfeld zu sorgen. *Wie* dieses im Einzelnen aussieht und auf welche Personen und Orte es sich erstreckt, dafür gibt es keine Patentrezepte. Glückliche, eigenständige, stabile Menschen wachsen unter vielen verschiedenen *guten* Bedingungen heran – mit beiden Elternteilen, mit einem, wenn sie oft zu Hause bei den Eltern sind und wenn nichts davon der Fall ist. Genau das gleiche gilt für unglückliche Menschen.

Es geht darum, Strukturen zu schaffen, die echte Wahlfreiheit ermöglichen, und es geht um andere Formen der Unterstützung für Familien, wenn die jahrhundertelange Tradition der Unterstützung und der Weitergabe von Erfahrungen in der Großfamilie nicht mehr existieren. Mit der „Koppelung von Elternschulung und Kinderbetreuung“ (83) spricht Brinck hier einen wichtigen Ansatz an. Unbedingt zuzustimmen ist ihr auch, wenn sie angesichts der faktischen Gegebenheiten der modernen Wissensgesellschaft darauf hinweist, dass die Stellschrauben für eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den Strukturen der Arbeitswelt liegen, die noch immer von der Norm der männlichen Erwerbsbiografie (40 Jahre – 40 Stunden) geprägt sind. Gebraucht werden „Flexibilität ohne den Preis der Marginalisierung“ (106), die Möglichkeit, eine anspruchsvolle Tätigkeit auch mit reduzierter Stundenzahl auszuüben, und „ein langsames, aber dennoch zuverlässiges Fortkommen bei gleichem Gehalt mit entsprechenden Beihilfen“ (106).

Insofern, so lässt sich aus den Ausführungen der Autorin schlussfolgern, ist vielen Forderungen der Autorin zuzustimmen, die Gründe, die sie hierfür aufführt, sind teilweise aber sehr in Frage zu stellen.

Christina Schoch

Vereinbarungen zur Vereinbarkeit – Möglichkeiten gelebter Gleichberechtigung von Elternschaft und Erwerbstätigkeit

Anneli Rüling (2007) *Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen*. Frankfurt/M./ New York 2008: Campus Verlag (272 S., 29,90 Euro).

Anneli Rüling widmet sich in ihrer kürzlich erschienenen Dissertation einem gesellschaftspolitisch hoch aktuellen Thema. Es geht ihr darum, wie eine gleichberechtigte Vereinbarkeit von Familie und Beruf heute von Paaren gelebt werden kann, und wo sie an Grenzen stößt. Um diese Fragen zu beantworten, betrachtet die Autorin mittels leitfadengestützter Interviews sowohl die individuelle Arbeitsteilung von heterosexuellen Paaren unterschiedlicher Bildungsschichten, als auch die übergeordneten familienpolitischen Rahmenbedingungen. Mit dieser Verbindung von individueller Handlungs- und struktureller Ebene schließt Rüling eine Forschungslücke.

Die qualitative, subjektbezogene Herangehensweise an die Thematik trägt dabei der Tatsache Rechnung, dass die Lösungen zum ‚Vereinbarkeitsproblem‘ als Teil von unterschiedlichen und fragmentierten Lebensläufen in einer modernen Gesellschaft sehr individuell und deshalb mit rein quantitativen Methoden nicht zu erfassen sind. Das Leben, so hält die Autorin fest, verlaufe nicht mehr in vertrauten und vorhersehbaren institutionellen Bahnen. Vielmehr müsse die oder der Einzelne das Leben unter unsicheren Bedingungen selbst gestalten. Das gelte auch für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Paare – dies sei als ein Ergebnis der Studie vorweg genommen – sind dabei jedoch mit staatlichen Rahmenbedingungen konfrontiert, die überwiegend noch traditionelle Familienmodelle fördern.

Für Rüling stellt die Möglichkeit zur Umsetzung einer gleichberechtigten Arbeitsteilung die Grundvoraussetzung für eine selbstbestimmte Realisierung verschiedener Lebensentwürfe von Paaren dar. Mit dieser Aussage macht sie zugleich ihren (familien-)politischen Standpunkt klar, der auch die Wahl des negativ aufgeladenen Begriffs der ‚Traditionalisierungsfalle‘ erklären mag. Als solche bezeichnet sie – etwas sperrig – „Konglomerate von Regeln und Ressourcen, die als unbewusste Handlungsbedingungen zu nicht-intendierten Handlungskonsequenzen – einer Traditionalisierung der familialen Arbeitsteilung – führen“ (106). Drei Traditionalisierungsfällen arbeitet Rüling heraus, die deutlich machen, an welchen Stellen der Familiengestaltung staatliche Rahmenbedingungen besonders zum Tragen kommen: 1. das Armutsrisiko beim beruflichen Wiedereinstieg der Mutter, 2. die Überforderung beider Elternteile bei der Koordinierung der Berufsentwicklung und 3. die geschlechtsspezifische Deutung der Haus- und Familienarbeit. Bezeichnend an diesen Traditionalisierungsfällen ist, dass sie erst sichtbar werden, wenn Paare versuchen, alternative Lebensmodelle zu realisieren. Sie benennen somit jene „critical junctures“ (108)

in der Partnerschaft, an denen strukturelle (staatliche) Rahmenbedingungen für die Gestaltung der paarinternen Arbeitsteilung relevant werden.

Die immer noch nicht ausreichend vorhandenen außerfamiliären Möglichkeiten zur Kinderbetreuung, so hält die Autorin fest, stellen für erwerbstätige Eltern eine große organisatorische und finanzielle Belastung dar und sind ein Grund dafür, dass der berufliche Wiedereinstieg der Mutter nach der Geburt eines Kindes (paradoxe Weise) als Armutsrisiko wahrgenommen wird (erste Traditionalisierungsfälle). Denn die Kosten für Kinderbetreuung seien trotz staatlicher Zuschüsse – vor allem für Geringverdienende, die auf die Erwerbstätigkeit beider Elternteile angewiesen sind – oft zu hoch. Anhand ihrer Fallstudien zeigt Rüling, dass dieser Denkweise – trotz eines prinzipiell egalitären Selbstverständnisses von Paaren – ein traditionelles Verständnis von Geschlechterrollen zugrunde liegt. Bereits die Frage, ob sich eine Erwerbstätigkeit der Mutter ‚lohnt‘, beruht auf geschlechtsspezifischen Deutungsmustern, nach denen eine Erwerbstätigkeit der Mutter begründungspflichtig ist und gegen die Möglichkeit der Nichterwerbstätigkeit abgewogen werden kann (123).

Die zweite Traditionalisierungsfälle bezieht sich auf das Problem, die berufliche Entwicklung beider Elternteile koordinieren zu müssen. Diese Aufgabe, so zeigt Rüling in ihrer Studie, wird durch die Betroffenen häufig als Überforderung wahrgenommen. Strukturelle Faktoren sind hier häufig ungleiche berufliche Entwicklungsmöglichkeiten und Einkommen, die sich in erster Linie durch eine geschlechtstypische Segregation des Arbeitsmarktes erklären lassen. „Insgesamt“, so hält Rüling fest, „führt die Familiengründung bei Männern zur Stabilisierung der Erwerbsbiografie, bei Frauen zu erhöhter Diskontinuität“ (156).

Die dritte Traditionalisierungsfälle speist sich aus Deutungsmustern von Mutterschaft, Vaterschaft und Erziehung und damit verbundenen, geschlechtsspezifischen Kompetenzzuschreibungen. Zentral, so Rüling, sei dabei das jeweilige Verständnis des Kindeswohls.

Dabei wird eine weibliche Einbindung in Familie *und* Erwerbsarbeit als widersprüchlich konstruiert: Erwerbstätigkeit wird zwar in gewissem Umfang akzeptiert, doch das ‚Kindeswohl‘ war Maßstab und Begrenzung der weiblichen ‚Selbstverwirklichung‘ im Beruf. (197)

Am Ende ihrer Arbeit geht Rüling noch einmal explizit auf die familienpolitischen Rahmenbedingungen ein. Grundsätzlich stellt sie in diesem Zusammenhang die richtige und wichtige Forderung, die ‚rush hour of life‘ in der Lebensmitte zu entzerren. Wie die Autorin in ihrer Studie aufzeigt, bedeutet diese Lebensphase häufig eine strukturelle Überforderung der Betroffenen. Entsprechende Maßnahmen wären beispielsweise die Erleichterung der Familiengründung in der Ausbildungsphase oder die gesellschaftliche Akzeptanz eines erfolgreichen beruflichen Werdegangs auch jenseits der linearen Abfolge einer normativen männlichen Erwerbsbiografie (Ausbildung – Erwerbstätigkeit – Rente).

Als widersprüchlich bezeichnet Rüling die existierenden staatlichen Regulierungen. Beispielsweise wird mit dem neu eingeführten Elterngeld zwar ein verstärktes Engagement von Vätern bei der Kindererziehung gefördert, dennoch begünstigen das Fehlen von ausreichend Kinderbetreuungseinrichtungen vor allem für unter Dreijährige sowie die steuerrechtlichen Möglichkeiten des Ehegattensplittings nach wie vor das traditionelle Ernährermodell. Rüling erkennt zwar an, dass die gegenwärtige Familienpolitik eine Modernisierung traditioneller Geschlechterbilder thematisiert, kritisiert jedoch zu Recht, dass diese Debatte stark auf den familiären, d.h. privaten Bereich beschränkt ist. Mindestens genau so nötig wie der Blick *in* die Familien ist, so stellt Rüling fest, die Thematisierung der beruflichen Gleichstellung von Frauen im Hinblick auf Jobsicherheit, Entlohnung, Qualifizierungs- und Aufstiegsmöglichkeiten. Gleichstellungs-, Familien- und Arbeitsmarktpolitik müssen an dieser Stelle zusammenwirken, um effektive Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu ermöglichen.

Die Studie zeigt, dass Paare den Traditionalisierungsfallen je nach Lebensumständen sowie individuellen Bedürfnissen und Vorstellungen von ‚Gerechtigkeit‘ auf unterschiedliche Weise begegnen: Durch die Konstruktion oder Revidierung bestimmter Werthaltungen, Einstellungen und (Wunsch-)Vorstellungen, alternierende Arbeitsteilung und Teilzeitarbeit sowie die Umdeutung und Anpassung von Gleichheitsidealen. Durch die qualitative Herangehensweise gelingt es der Autorin, die Komplexität der Sachlage in ihrer ganzen Bandbreite aufzuzeigen. Rüling wirft einen differenzierten Blick in den Mikrokosmos Familie und verdeutlicht wie schwierig nicht nur strukturell sondern auch ideell eine Überwindung traditioneller Lebensformen und damit auch die Überwindung klassischer Vorstellungen von „Mütterlichkeit“ und „Väterlichkeit“ sind. Mit ihrer gründlichen und ausführlichen Aufarbeitung der „Vereinbarkeitsproblematik“ auf der Mikroebene leistet Rüling einen wichtigen und durch die hervorragende Leserführung lesenswerten Beitrag zu einer aktuellen politischen Debatte.

Weitere Rezensionen zu Themen der zurückliegenden Bände:

„Männer und Geschlecht“
„Erinnern und Geschlecht“
„Screening Gender“

Katja Reimann

„Neue alte Fragen“ – Männlichkeit und feministische Forschung

Mechthild Bereswill/ Michael Meuser/ Sylka Scholz (2007) Hg. Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster: Verlag (258 S., 24,90 Euro).

Erklärtes Ziel des Sammelbandes ist es, die Diskussion um Männlichkeit als Gegenstand feministischer Forschung aufzugreifen sowie Entwicklungen und den gegenwärtigen Stand der soziologischen Männlichkeitsforschung darzustellen. Anstoß hierfür war eine kontroverse Debatte, die 1984 im Rahmen der Sektion „Frauenforschung“ der Deutschen Gesellschaft für Soziologie stattfand, seit Ende der Achtziger jedoch wieder verebbt ist und die mit diesem Sammelband reflektiert werden soll.

Als Einleitung skizzieren die HerausgeberInnen markante theoretische Konzepte der Männerforschung, auf die sich die folgenden Beiträge beziehen. So werden sowohl rollentheoretische Konzepte in Bezug auf ‚die männliche Geschlechterrolle‘ kurz umrissen, als auch an gesellschaftlichen Machtdimensionen orientierte Konzepte wie das der hegemonialen Männlichkeit von Connell und Bezüge zu dem eher kulturwissenschaftlichen Konzept des männlichen Habitus von Bourdieu dargestellt. Diesen Überblick vervollständigen Bereswill, Meuser und Scholz mit einer Rückschau auf die Debatte um feministische Männerforschung innerhalb der Sektion Frauenforschung. Die HerausgeberInnen rekapitulieren die Linien der damaligen Debatte und geben eine Diskussion mit Lerke Gravenhorst, Carol Hagemann-White und Ursula Müller über deren Einschätzungen und aktuellen Forschungsperspektiven wieder. Insbesondere das Verhältnis von Männlichkeit und Gewalt benennen sie dabei als nach wie vor wichtiges Thema. Hinzu kommen heute Fragen nach „Entkopplungsprozessen von Männlichkeit und Gewalt“ (14), nach Möglichkeiten von nicht-hegemonialen oder reflexiven Männlichkeiten und nach deren Auswirkungen auf das System der hegemonialen Männlichkeit (vgl. 47 f).

Darüber hinaus versammelt der Band Aufsätze, welche der Konstitution und Konstruktion von Männlichkeit in wichtigen Themenfeldern der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung nachgehen. Thematisiert werden – neben Erwerbsleben, Sozialisation, Gewalt, Sexualität und Familie – auch Heteronormativität und Homophobie in ihrer Funktion für hegemoniale Männlichkeit sowie die zunehmende Diskursivierung von Männerkörpern. Ein wenig bedauerlich ist, dass die Herausgeber/innen keine thematische Untergliederung der einzelnen Beiträge vorgenommen haben. Dies hätte die Orientierung erleichtert. Die einzelnen Beiträge folgen dennoch nicht unvermittelt aufeinander, da in den einzelnen Artikeln häufig Linien der jeweils vorhergehenden wieder aufgegriffen werden.

In dem Beitrag „Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen“ diskutiert Sylka Scholz die Bedeutung der Erwerbsarbeit für männliche Identitätskonstruktionen im Kontext sich verändernder Arbeitswelten und der zunehmenden Subjektivierung von Arbeit. Anschließend untersuchen Maja Apelt und Cordula Dittmer im Aufsatz „‘Under pressure’ – Militärische Männlichkeiten im Zeichen Neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse“ Auswirkungen von sozialen Veränderungen in einem anderen Feld männlicher Sozialisation, dem Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘. Beleuchtet werden hier die Sozialisation der Rekruten, die Männlichkeitsbilder verschiedener Waffengattungen und deren Reaktionen auf die neue Möglichkeit für Frauen, in allen Teilen der Bundeswehr teilzuhaben. Beide Artikel verweisen auf Herausforderungen, die sich durch den sozialen Wandel für Männlichkeitskonstruktionen insbesondere von Modernisierungsverlierern stellen.

Im Beitrag „Männlichkeiten und Sozialisation. Die allmähliche Verfertigung der Körper“ stellt Anja Tervooren die Skizze einer Sozialisationstheorie vor, „die Einüben von Geschlecht und Begehren genannt wird (...) und ein dynamisches Modell der Verfestigung von Geschlecht im Körper entwickelt“ (84). Mit dem Begriff des Einübens will sie in Anlehnung an das Modell der Strukturübungen von Bourdieu die Wiederholung konkreter Handlungen, die Inszenierungen, ihre Korrektur und die sich langsam über die Zeit vollziehende Verkörperung von Geschlecht und Begehren konzeptionell fassen. Der Begriff des Einübens betont zusätzlich die notwendige Verfehlung dieser Inszenierungen und ihr damit einhergehendes produktives Potential.

In den Aufsätzen „Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit“ (Mechthild Bereswill) und „Im Netz hegemonialer Männlichkeit: Männlichkeitskonstruktionen junger Migranten“ (Susanne Spindler) werden marginalisierte Männlichkeiten in den Blick genommen. Bereswill geht der „mit der verpönten Position des schwachen Opfers verbundene[n] ‚Verletzungsoffenheit‘ von Männern in Gewaltkonflikten“ (103) anhand einer empirischen Studie über junge Insassen in Strafvollzugsanstalten nach. Sie beleuchtet Gewalt als eine Form der Bewerksstellung von Männlichkeit in Situationen, die von Unterwerfung und Abhängigkeit gekennzeichnet sind und in der Verletzungsoffenheit abgewehrt werden muss. Spindler untersucht marginalisierte Männlichkeitskonstruktionen anhand von Deutungs- und Handlungsmustern junger Migranten, die sich einerseits hegemonialer Formen von Männlichkeit bedienen, indem sie z.B. männerbündische Zusammenschlüsse und andererseits die Konfrontation mit Vertretern hegemonialer Männlichkeit wie der Polizei, suchen. Beide Beispiele machen deutlich, dass auch abweichende Männlichkeitskonstruktionen im System der Männlichkeiten vorgesehen sind und hegemoniale Formen von Männlichkeit stützen.

Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive beleuchtet Andreas Krass Homophobie und Homosozialität in ihrer Bedeutung für die Produktion von Männlichkeit. In seinem Artikel „Der heteronormative Mythos. Homosexualität, Homophobie und homosoziales Begehren“ stellt er die These auf, dass die immanente Paradoxie patriarchaler und heteronormativer Gesellschaften, die in ihrer patriarchalen Strukturierung auf männlicher Homosozialität und in ihrer hetero-

normativen Strukturierung auf Heterosexualität beruhen, durch Homophobie ausgeglichen und miteinander in Einklang gebracht werden (vgl. 142).

Der Aufsatz „Männerkörper. Diskursive Aneignungen und habitualisierte Praxis“ von Michael Meuser problematisiert die zunehmende Diskursivierung männlicher Körper anhand der in neuen Männerzeitschriften wie *GQ* und *Men's Health* propagierten Körperbilder sowie anhand der Männergesundheitsforschung. Er kritisiert den Diskurs in der Männergesundheitsforschung, der männliches Gesundheits- und Riskoverhalten als defizitär beschreibe und damit die Beharrungskräfte der habitualisierten Körperpraxen unterschätze. Torsten Wöllmann untersucht in seinem Beitrag „Zur Medikalisierung von Männlichkeiten. Das Beispiel Andrologie“ diese Diskursivierung anhand der Entwicklung der Andrologie als medizinische Spezialdisziplin. Entgegen der These von Meuser, dass die Aufgabe des männlichen Status' als das Allgemeine eine Erosion der etablierten Geschlechterhierarchie anzeige, argumentiert Wöllmann, dass andrologische Themengebiete wie Vaterschaft und erektile Sexualität Männlichkeit eher absichern. Er sieht die Entwicklung der Andrologie als „Moment der Modernisierung hegemonialer Männlichkeit“ (180).

Ralf Pohl kritisiert in seinem Beitrag „Genitalität und Geschlecht. Überlegungen zur Konstitution der männlichen Sexualität“ Perspektiven, die einer einseitigen „Entkörperlichung der Geschlechterdifferenz“ (189) und einer Entsexualisierung von männlicher Aggression Vorschub leisten. Er schlägt vor, anhand von Freuds Triebtheorie die „spezifische Legierung von Aggression und Sexualität“ (196) in seiner tieferen Bedeutung zu untersuchen, um hegemoniale Männlichkeit in ihrer Tiefendimension erfassen zu können.

In dem Aufsatz „Männlichkeiten in sexuellen und familialen Beziehungen: Differenz, Dominanz und Gemeinschaftlichkeit“ thematisiert Cornelia Helferich Männlichkeit und die Herstellung von Differenz gegenüber Frauen im Kontext von Familie. Ihre qualitative Studie zur Familienplanung verweist auf die Schwierigkeit von Männern, Handlungsmacht, Differenz und Dominanz im Kontext von Verhütung und Kinderwunsch herzustellen. Gerade in diesen Feldern, in denen potentiell Frauen handlungsmächtiger sind, beobachtet sie die Konstruktion eines kollektiven Akteurs, eines gemeinschaftlichen ‚Wir‘, anhand dessen Männer Handlungsmacht erlangen. Michael Matzner richtet den Blick auf Vaterschaft und Vaterschaftskonzepte als Desiderat der kritischen deutschsprachigen Männerforschung. In seinem Beitrag „Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema soziologischer Männerforschung“ entwickelt er eine Typologie von subjektiven Vaterschaftskonzepten, die er neben sozialen Rahmenbedingungen und Ressourcen als wichtige Voraussetzung von aktiver Vaterschaft benennt.

Über die deutsche Forschungslandschaft hinaus weist Ulf Mellström in seinem Artikel „Men, Masculinities and Gender Research in the Welfare Stateism of Sweden“. Er verdeutlicht, wie sich die Männerforschung in Schweden auf der Basis eines wesentlich schwächer ausgeprägten „Modells des Mannes als Familienernährer“ (19) und einer starken Verbindung von politischer Gleichstellungsarbeit und Geschlechterforschung entwickelt hat.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass der Sammelband eine Vielzahl an Facetten und Themen der aktuellen Männerforschung präsentiert. Dabei werden große Linien der Diskussion, wie z.B. die Differenz unter Männern, Intersektionalität, das Verhältnis von einer handlungstheoretischen und einer Strukturebene oder die Bedeutung des Körpers für die Konstruktion von Männlichkeiten beleuchtet. Ein insgesamt sehr lesenswertes Buch, das den Anspruch, aktuelle Entwicklungen der Männerforschung aufzuzeigen, zumindest in Bezug auf sozialwissenschaftliche Diskussionen, einlöst.

Britta Voß

Das „ewig Weibliche“ der Erinnerungen – Gedenkkulturen und Geschlecht

Paletschek, Sylvia/ Sylvia Schraut (2008) Hg. The Gender of Memory. Cultures of Remembrance in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe. Frankfurt/M.: Campus Verlag (288 S., 34,90 Euro).

Es sind zwei Aspekte, die in der Forschung zur Erinnerungskultur besonders auffallen: Zum einen fokussieren die Diskurse um Erinnerung überwiegend den öffentlichen, politischen Raum der Nation und zum anderen vernachlässigen sie das Geschlecht der AkteurInnen. Dieses Desiderat wurde von einer Gruppe von HistorikerInnen aus verschiedenen europäischen Ländern zum Anlass genommen, die Bedeutung von Geschlecht für nationale Erinnerungskulturen im 19. und 20. Jahrhundert zu untersuchen. Auf der in Mannheim 2005 gehaltenen Tagung „Gendering Memory“ und den daraus entstandenen Beiträgen stehen folgende Kernfragen im Mittelpunkt: Wie muss eine Erinnerungskultur aussehen, die Gender als Analysekategorie von historischen Ereignissen berücksichtigt? Welche Rolle spielt die Erinnerung an historische Geschehnisse für die politische Teilhabe und Gestaltung von Frauen? Und was muss geschehen, damit der Kanon der Gedächtniskultur die Erfahrungen und Sichtweisen von Frauen integriert? Diese Fragen werden in drei großen Kapiteln („I. Women and Female Allegories in Political Cultures of Memory“, „II. Violence, War and Gender – memory and remembrance in family and state“, „III. Concepts of Gendered Memory“) erörtert und um die noch ausstehenden Forschungsfragen ergänzt. Über die einzelnen Beiträge des Bandes hinaus lassen sich – wie die Herausgeberinnen ausführen – verschiedene Entwicklungen verallgemeinern, die die androzentrische Erinnerungskultur des 19. und 20. Jahrhunderts entscheidend prägten und Frauen kategorisch aus der nationalen Erinnerungskultur ausschlossen.

So kann erstens die Frage nach der Erinnerung von Frauen nur vor dem Hintergrund der Entwicklungen des 19. Jahrhunderts (u.a. Entstehung der Nationalstaaten, Industrialisierung und Soziale Frage) sowie dem traditionellen Geschlechterarrangement und dessen spezifischen Rollenzuweisungen an Frauen beantwortet werden. Frauen wurden, wenn man sich ihrer bis zu

Beginn des 20. Jahrhunderts überhaupt erinnerte, nur in ihrer Funktion als Repräsentantinnen von Dynastien oder Herrschaftshäusern, als religiöse, humanitäre Vorbilder oder aber in mythologisch-biologischer Version als ‚Mutter der Nation‘ erinnert bzw. dargestellt. Dementsprechend konnte sich die Interpretation nationaler Monumente aus einer emanzipierten, modernen Sicht in der Geschichtswissenschaft nicht durchsetzen (hierzu sehr gut die Artikel von Helke Rausch: „Marginal Figure in the Nation: Gendered national memories in the late Nineteenth-Century Western European Metropoles“ und von Astrid Swenson: „Memory, Gender and Antifascism in France and Britain in the 1930s“).

Zweitens begann das öffentliche nationale Gedenken an Frauen erst sehr spät, nämlich zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Begünstigt durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die Tatsache, dass notgedrungen Frauen stellvertretend die heimatische (Kriegs-)Industrie aufrechterhalten mussten, wurden sie plötzlich auch in das Licht der Erinnerungskultur gerückt. Die europaweiten Frauenbewegungen, die nach dem mit der Kriegsarbeit erbrachten ‚Beweis‘ staatsbürgerlicher Tauglichkeit der Frauen, erfolgreich für die (Wahl-)Rechte der Frauen eintraten, legten den Grundstein einer weiblichen Erinnerungskultur.

Drittens war die vorrangige Darstellung von Frauen in den Erinnerungskulturen die der Mutter. Als solche wurde sie oft zum nationalen Sinnbild der Friedfertigkeit, Treue und Schutzbedürftigkeit. Obwohl sich viele Frauen diese symbolische Zuweisung unabhängig von ihrer Herkunft oder Klasse aneignen konnten, reduzierte diese mythogene Erhöhung der Frau als ‚Mutter der Nation‘ gleichsam andere bestehende Rollenbilder, Leistungen und Errungenschaften von Frauen (Vgl. den Aufsatz von Guido Vitiello, welcher derartige Erinnerungsführungen beispielhaft anhand cineastischer Vergangenheitsdarstellungen analysiert: „Deutschland, bleiche Mutter. Allegories of Germany in Post-Nazi Cinema“).

Häufig wurden Frauen viertens quasi ahistorisch in gleich bleibenden Metaphern und Symbolen erinnert. Anders als Männer, die aktiv Geschichte und Geschehen ihrer Nationen beeinflussten, wurde Frauen eine eigene, jeweils differierende Gestaltungsmacht abgesprochen. Als Marianne oder Pietà schienen ihnen qua Geschlecht Eigenschaften, etwa der Fürsorge, Hingabe oder Opferbereitschaft, eingeschrieben, die unabhängig von dem tatsächlichen historischen Moment perpetuiert und tradiert wurden. In den Erinnerungsdiskursen sind die Facetten weiblicher Teilhabe an historischen Ereignissen dementsprechend limitiert.

Fünftens findet Erinnerung an Frauen meist nur in extremen historischen und politischen Umbruchsphasen wie z.B. den beiden Weltkriegen statt. In totalen Ausnahmesituationen brechen gesellschaftlich und sozial eingeübte Grenzen kurzzeitig auf, etwa zwischen Öffentlichkeit und Privatheit oder eben zwischen geschlechtergetrennten Arbeits- und Lebensmustern (dazu Tiina Kinnunen: „Gender and Politics: Patriotic Women in Finnish Public Memory after 1944“). Allerdings ist nach Überwindung dieser extrem verunsichernden Abschnitte eine umso vehementere Rückkehr zu kanonisierten geschlechtlichen Erinnerungsbildern bemerkbar. In diesem Sinne erfolgt auch das Hinausdrän-

gen weiblicher Partisaninnen im Widerstand aus den offiziellen Erinnerungskulturen ehemals besetzter Länder (dazu besonders hervorhebenswert der Beitrag von Helle Bjerg und Claudia Lenz: „If only grandfather was here to tell us.: Gender as category in the culture of memory of the Occupation in Denmark and Norway“). Dies geschieht zugunsten eines Gedenkens an beispielhafte – doch dafür ‚weiblich‘ pazifistische – Märtyrerinnen der Nation, die zumeist in ihren mütterlichen Funktion erinnert werden.

Sechstens ist es bis heute eine Frage der angemessenen Repräsentation von Frauen in Politik, Wissenschaft und Gesellschaft, von der die Erinnerung an Frauen als Akteurinnen und Interpretinnen der Geschichte abhängt. Ohne eine solche Einbindung bleiben die Geschichtswissenschaft und der Kanon der Erinnerungskulturen androzentrisch dominiert (vgl. hierzu der sehr gute Theorieüberblick von Maria Grever und Kees Ribbens: „The Dynamics of Memories and the Process of Canonization“). Frauen können nur durch das Einbringen ihrer eigenen Erfahrungen dazu beitragen, dass das Ungleichgewicht in den Erinnerungskulturen zugunsten einer gendergerechten Gedächtniskultur aufgehoben und bereichert wird (richtungweisend ist hier der Artikel der beiden Herausgeberinnen, Sylvia Schraut und Sylvia Paletschek: „Remembrance and Gender: Making Gender Visible and Inscribing Women into Memory Culture“).

Einen entscheidenden Beitrag hierzu erbringt der vorliegende Sammelband, der erstmals verschiedene europäische Sichtweisen zur gender-spezifischen Erinnerungskultur liefert und darüber hinaus den thematisch bislang stark auf den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus eingeschränkten Gender-Gedächtnis-Diskurs erweitert. Es ist zu erwarten und dem Thema mehr als zu wünschen, dass sich dieser Sammelband als Standardwerk in der Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch der ‚traditionellen‘ Geschichtswissenschaft etablieren wird.

Tina-Karen Pusse

Let's Do It Again...and again...and again.

Katrin Oltmann (2007) *Remake/Premake. Hollywoods romantische Komödien und ihre Gender-Diskurse, 1930-1960*. Paderborn: transcript (356 S., 29,80 Euro).

Katrin Oltmanns großartige Filmlektüren amalgamieren (im besten Sinne) drei schon für sich genommen komplexe Denkschulen. Explizit arbeitet sie mit Konzepten des *New Historicism* und der *Gender Studies*, eher implizit ist aber auch noch eine andere Denkbewegung am Werk: Oltmanns Buch ist eine überzeugende Fortschreibung des bei Walter Benjamin schon angelegten und von Jacques Derrida vollends ausgestellten aporetischen Wechselspiels zwischen ‚Original‘ und Übersetzung.

Auch Oltmann treibt diesen Untergang des Originalkomplexes entschieden voran. Wo Benjamin und Derrida zeigen, dass das ‚Original‘ erst retrospektiv in der Übersetzung entsteht, beweist Oltmann, dass im Verhältnis von *Remake*

und ‚Original‘ ähnliche Kräfte wirken – weshalb sie auch nicht mehr vom ‚Original‘, sondern vom *Premake* spricht. Und mehr noch: das *Remake* ist bei ihr nicht bloß als *Rewriting* des *Premake* zu verstehen, als ein neuer Text, der den älteren nachträglich umschreibt. Hier wagt sich Oltmann viel weiter vor. Ihre These ist, dass das *Remake* das „*unfinished business*“ des *Premakes* ist, also irritierende und verstörende Anteile desselben aufgreift und offenlegt. Für viele *Romantic Comedies* der 50er, die auf die *Screwball Comedies* der 30er referieren, ist dieses *unfinished business* z.B. die Aussparung des sexuellen Vollzugs, der wegen des *Production Codes* nicht gezeigt oder alludiert werden darf und für den dann ausgerechnet die Hochzeitszeremonie einsteht. In deren *Remakes* gehe es eben deshalb, so Oltmann, um nichts anderes als Sex und Verführung. Die Inflation ungültiger oder misslingender Hochzeitszeremonien in diesen Filmen liest Oltmann mit Eve Kosofsky Sedwicks Interpretation von John L. Austins *How To Do Things With Words*, ein Text der, wie Sedwick herausgestellt und Oltmann anhand ihrer Lektüren nun überzeugend vorgeführt hat, weniger eine konsequente Sprechakttheorie ist als ein Handbuch, das darüber Auskunft gibt, was beim Heiraten alles schiefgehen kann.

Diese Referenzfolie ist für Oltmann nicht nur inhaltlich sondern auch konzeptuell äußerst fruchtbar, denn die Mehrzahl der von ihr untersuchten *Screwball Comedies* lassen sich als *Comedies of Remarriage* beschreiben, sie inszenieren also Austins performativen Akt nicht nur als *Performance*, sondern als *Performance*, die *wiederholbar* ist.

Diese Wiederholbarkeit, die *repeat performances* im Plot der Filme, blendet Oltmann nun wieder auf die Beziehung zwischen *Premake* und *Remake* zurück. Die unaufhörliche Iteration und Zitation des Eheversprechens, die vom *Remake* ja noch weitergetrieben wird, bleibt nicht ohne Auswirkungen im Hinblick auf das *doing gender* der Filme, wird *gender* doch, wie Judith Butler gezeigt hat, durch genau dies – die Wiederholung performativer Akte – konstituiert.

Es ist wirklich ein Vergnügen, sich von Oltmann zeigen zu lassen, wie die Sex-Fixiertheit der *Remakes* in Kollaboration und Kontrafaktur mit der Prüderie der 50er Jahre (*domestic bliss, togetherness*) dieses *unfinished business*, das immer auch eine Menge *Gender Trouble* hervorbringt, nicht auflöst, sondern fortschreibt und aktualisiert.

Katrin Oltmanns Dissertationsschrift ist nicht zuletzt deshalb so außergewöhnlich, weil sie nicht bloß viele Diskurse klug verschaltet, sondern vor allem, weil sie ein *pageturner* ist. Wer sich für die Geschichte des frühen Hollywoodkinos interessiert, wird daneben viel über den aktuellen Stand der *Gender* Forschung erfahren und vice versa – zwangsläufig, weil man ihr Buch nicht so leicht wieder beiseite legt.

Weitere Rezensionen zum Thema
,Gender‘

Stephanie Bethmann

„We are just out with the lads, aren't we? Equal.“ – Doing und Undoing Gender im Wandel britischer Trinkkultur

Maren Haag (2007) *Binge drinking als soziale Inszenierung. Zur vergeschlechtlichten Bedeutung exzessiven Alkoholkonsums*. Freiburg: FWPF (132 S., 22,90 Euro).

Flatrate- und Koma-Saufen, Randalen und Prügeleien in Kneipenvierteln, zuletzt ein erstochener *Harry Potter*-Darsteller in einem Londoner Pub – exzessiver Alkoholgenuss (*binge drinking*) wird gewöhnlich als Problem wahrgenommen: als Gefahr für die Jugend, für die öffentliche Ordnung, für die ‚Volksgesundheit‘. In Großbritannien wird das Thema in den letzten Jahren besonders heiß diskutiert: *Binge drinking* hat dort eine lange Tradition – unter Männern. Jetzt trinken zunehmend auch Frauen; jetzt sind, so scheint es, die ‚Gebärmütter der Nation‘ in Gefahr; schlimmer noch – junge Frauen, *ladettes* genannt, stellen saufend und raufend die Geschlechterordnung auf den Kopf!

Maren Haag führt die Debatte mit ihrer Studie „Binge drinking als soziale Inszenierung“ auf neue Wege, indem sie das Thema mit soziologischer Neugierde und ohne moralisierende Polemik angeht. *Binge drinking* ist für sie kein normatives Problem, sondern eine „Handlungspraxis zur sozialen Positionierung“ (iii), mittels derer sich junge Menschen inszenieren. Da Frauen dabei ein traditionell männlich konnotiertes Terrain betreten, stellt sich die Frage, welchen Nutzen das Trinkverhalten heute für vergeschlechtlichte Identitätskonstruktionen hat: Hat Trinken seine Bedeutung als Männlichkeit konstruierendes Verhalten verloren? Ist Saufen unweiblich oder im Gegenteil eine Inszenierung neuer Weiblichkeit? Ist das weibliche *binge drinking* ein Angriff auf männliche Hegemonie? Oder ist es eine mimetische Praxis, die das Männliche als das Mächtige anerkennt?

Um diesen Fragen in der qualitativen empirischen Studie (Kapitel 5, 6 und 7) fundiert auf den Grund gehen zu können, kontextualisiert die Autorin ihre Daten mit Theorien der konstruktivistischen Sozial- und Geschlechterforschung (Kapitel 1 und 2), den Phänomenen fluchender und rauchender Frauen (Kapitel 3) und weiteren Befunden zur Rolle von Alkohol in der Gesellschaft (Kapitel 4). Dabei stellt sie auch komplexe Zusammenhänge in klarem, einfachem Schreibstil verständlich dar, ohne sie inhaltlich zu verflachen. Die theoretischen Teile lesen sich wie Einführungen in zentrale Begriffe der Soziologie: Identität, soziale Inszenierung, Habitus, *Doing Gender* etc. Dass das von ihr sehr eingängig erläuterte Habitus-Konzept auf Bourdieu zurückgeht, hätte sie aber der nicht-soziologischen Leserschaft zuliebe doch explizit erwähnen sollen.

Paradigmatisch für die konsequent kritische Perspektive Haags ist ihre Verbindung von Irving Goffmans Theorie der Inszenierung von Identitäten mit Pierre Bourdieus Habituskonzept. Die soziale und vergeschlechtlichte Bedeu-

tung von *binge drinking* kann man einerseits nur verstehen, wenn man die „Innenansicht der Akteure“ (iii) ernst nimmt – daher bilden Gruppendiskussionen mit jungen Leuten den Kern der Arbeit. Andererseits darf man deren Inszenierungen nicht ‚auf den Leim gehen‘ – denn die Wirkung sozialer Strukturen blenden die AkteurInnen meist lieber aus. So stellt Haag das Selbstbild ihrer InformantInnen mit Goffman und Bourdieu immer wieder auf die soziologische Probe und fragt: „Besitzen Menschen in einer individualisierten Welt die Freiheit, ihre Handlungspraxen selbst zu wählen [was die *binge drinker* selbst natürlich bejahen würden, Anm. S.B.] oder sind sie von beständigen sozialen Strukturen bestimmt?“ (v)

Geschlecht spielt für die trinkenden Frauen und Männer keine Rolle – so *sagen* sie zunächst. Im Verlauf der Diskussionen kommen dann konfigrierende Ebenen der Selbstdarstellung zutage. Die AkteurInnen inszenieren sich (auch mithilfe ihrer Trinkpraxis) als modern und egalitär. Die Geschlechterrollen kommen erst klammheimlich durch die ‚Hintertür‘ auf die Bühne sozialer Inszenierung: zum Beispiel mit dem Argument, betrunkene Frauen seien „easy prey“ (73) und „more vulnerable“ (76) – sexuell verletzbare ‚leichte Beute‘ also. Auch ist den Frauen stellenweise sehr bewusst, dass sie, wenn sie sich betrinken, „den Anforderungen an eine weibliche Identitätskonstruktion widersprechen“ (76) und soziale Sanktionen hinnehmen müssen. Dennoch wird die Bedeutung von Geschlecht bei allen Gruppen immer wieder negiert. „So verdecken, vertuschen, verleugnen Frauen und Männer gleichzeitig aus dem Willen und der Not heraus, sich emanzipiert, modern und gleichberechtigt zu zeigen, geschlechtliche Ungleichheiten“ (98).

Nicht nur die Relevanz von Geschlecht wird kaschiert – zum Beispiel leugnen die Befragten auch, was im Widerspruch zu ihrem Selbstbild als autonomes, selbstbestimmtes Subjekt steht. Es sind deshalb – so eine weitere diskursive Strategie – immer nur die *anderen* Männer altmodisch, die *Anderen* unverantwortlich, wenn sie trinken, die *anderen* Frauen sexuell nicht integer etc.

Den hierbei entstehenden Unstimmigkeiten geht die Autorin mithilfe der „Widerspruchsanalyse“ (62, nach Dominique Schirmer (2005) „Konstruktive Widersprüche. Inkonsistenzen als qualitatives Analysewerkzeug am Beispiel von Gruppendiskussionen.“ *Freiburger FrauenStudien* 17: 93-113) auf den Grund. Haag liefert ein schönes Beispiel kritischer, verstehender Mikrosoziologie, weil ‚Verstehen‘ bei ihr weiter geht, als subjektive Sichtweisen nachzuvollziehen. Die eigene Verstrickung in soziale Strukturen anzuerkennen, ist immer unangenehm, mehr noch wenn diese, wie die Geschlechterhierarchie, als ungerecht gelten und ihre Legitimation verloren haben. Die Autorin nimmt den schönen Schein der Selbstbestimmtheit, wo nötig, schonungslos auseinander und wirft damit auch für ihre LeserInnen unbequeme Fragen auf.

Entsprechend pessimistisch sind auch ihre Ausführungen zu den eingangs erwähnten *ladettes*: Die Kategorie *ladette* (abgeleitet von *laddish*: jungenhaft) ist eigens entstanden, um Frauen zu bezeichnen, die männlich konnotiertes Verhalten an den Tag legen. Nach Haags Diagnose wird mit der Einführung einer

gesonderten „Schublade“ (54) für vermeintlich ‚unweibliche‘ Frauen deutlich, „wie sehr gesellschaftliches Denken in den Stereotypen der Zweigeschlechtlichkeit verhaftet ist“ (ebd.). Die neue Kategorie dient dazu, der Irritation, die von *ladettes* ausgeht, mit den bewährten Mitteln dichotomer Zuschreibung den subversiven Zahn zu ziehen.

Bei so viel Geradlinigkeit der Argumentation ist es ein wenig schade, dass Haag sich im Fazit nicht eindeutiger positioniert. Zwei Deutungen schlägt sie vor, zwischen denen sie sich nicht recht zu entscheiden vermag: „Indem männliches Verhalten als mächtig und erstrebenswert anerkannt und darum von Frauen imitiert wird, werden auch die Strukturen der Geschlechterhierarchie untermauert, denen gemäß Weiblichkeit mit Mangelhaftigkeit und Unterlegenheit belegt ist“ (98). Oder aber: *Binge drinking* als geschlechtsneutrale Praxis bedeutet eine Erweiterung weiblicher Handlungsspielräume, „die die Grenzen sozialer Strukturen mürbe und damit durchlässiger macht“ (98). Es bleibt der Leserschaft selbst überlassen, die sich wandelnden Inszenierungen sozialer Identität mit Zuversicht oder Pessimismus zu betrachten. Die Kern-Aussage des Buches ist dennoch deutlich genug: Die sozialen Strukturen sind träge und beweglich zugleich; Geschlechterrollen verändern sich und bieten teilweise mehr Handlungsfreiheiten; allzu oft aber werden die Neuerungen von der alten Geschlechterhierarchie eingeholt und gefügig gemacht. Vom Trinken, Fluchen und Rauchen sollte sich deshalb niemand abhalten lassen. „We are just out with the lads, aren't we? Equal.“, so eine Informantin (68). Doch während für die AkteurInnen selbst ganz klar der Anspruch auf Gleichheit im Vordergrund steht, muss eine soziologische Perspektive *beide* Prozesse im Blick behalten: Wo wird geschlechtliche Ungleichheit tatsächlich abgebaut und wo wird sie unter dem Deckmantel der Egalität „reinforciert“ (67)?

Sonja Mönkedieck

Was ist, wenn auch meine schlechten Eigenschaften arbeiten möchten?

Renate Lorenz/ Brigitta Kuster (2007) Hg. *sexuell arbeiten: eine queere perspektive auf arbeit und prekäres leben*. Berlin: b_books (334 S., 18 Euro).

Renate Lorenz und Brigitta Kuster arbeiten transdisziplinär als Kuratorinnen, Dozentinnen und Künstlerinnen. Ihre Produktionsweise zeichnet sich sowohl durch die feministische Kritik der liberalen Grenzziehung zwischen privat/ öffentlich als auch durch die Ökonomiekritik der neoliberalen Flexibilisierung dieser Grenze aus.

Für liberal-fordistische Politiken gilt die Trennung von Reproduktion und Produktion, die damit zusammenhängende Trennung von Privatem und Öffentlichem und ein damit im Zusammenhang stehendes Wertesystem von gesellschaftlicher Anerkennung und materieller Entlohnung von Arbeit. In

neoliberal-postfordistischen Politiken werden diese Grenzziehungen immer ambivalenter. Vor diesem Hintergrund ist das Buch von Lorenz und Kuster zu lesen. Sie beobachten ein Paradox von Ermöglichung und Zwang im Bereich der Arbeit und verstehen die Leistung, in diesem Paradox zu handeln, aus queer-feministischer Perspektive als sexuelle Arbeit.

Kuster und Lorenz zeigen, dass Arbeit eine sexuelle Dimension besitzt und Sexualität einen Arbeitsaufwand mit sich bringt. Sexuelle Arbeit findet sowohl am Arbeitsplatz als auch zu Hause statt. Damit umfasst der Begriff nicht nur die feministische Forderung nach Anerkennung der Reproduktionssphäre, sondern er zeigt auf, dass auch in der Geschäftswelt heteronormative Vorstellungen vorherrschen. Aufgrund dessen stellt der Begriff auch das angemessene Instrumentarium zur Analyse neoliberal-postfordistischer Transformationsprozesse dar, in denen die strikte Heteronormativität und die männliche Normalarbeitsbiografie der Flexibilisierung ausgesetzt sind.

Wie schon in ihrem gemeinsamen Band mit Pauline Boudry *Reproduktionskonten fälschen Heterosexualität, Arbeit & Zuhause* (1999) geht es den Herausgeberinnen also darum, die Kohärenz von Geschlechtsidentität, Heterosexualität und Arbeitsposition infrage zu stellen. Dabei beziehen sie sich auf die heteronormativitätskritischen Arbeiten von Teresa de Lauretis und Judith Butler und machen den Begriff der „sexuellen Arbeit“ für die Transformation der Arbeitsverhältnisse fruchtbar.

Lorenz entwickelt in den ersten beiden Kapiteln anhand von Tagebüchern, Fotografien und Zeichnungen der Hausangestellten Hannah Cullwick und des Juristen Arthur M. Munby den Begriff der sexuellen Arbeit. Die beiden lebten im viktorianischen London und hatten ein klassenüberschreitendes Verhältnis. Munby war an der Dokumentation von Arbeiterinnen und ihrer Arbeit interessiert, so auch an der Arbeit seiner Hausangestellten Cullwick. Cullwick und Munby schrieben umfangreiche Tagebücher und zahlreiche Briefe, anhand derer Lorenz das Leben, die Arbeit und die Sexualität der beiden rekonstruiert.

Cullwick identifizierte sich nicht nur mit ihrer harten Arbeit, die körperliche Arbeit war auch Teil ihrer Sexualität. Die mit dem bürgerlichen Mann geteilten sexuellen Phantasien und Praxen handelten sie während der Lohnarbeit aus. Lorenz harmonisiert nicht die ungleichen Besitzverhältnisse, denn sie verweist darauf, dass der Antagonismus von Kapital und Arbeit Cullwick keine andere Wahl als den Verkauf ihrer Arbeitskraft ließ.

In ihrer „sexuellen Betriebsanalyse“ (156) zeigt Kuster anhand von Boarding-Häusern, dass die Grenzziehungen zwischen Arbeit und Leben teilweise obsolet geworden sind. Bei Boarding-Häusern handelt es sich um temporäre Unterkünfte, die auf Firmengäste zugeschnitten sind. Beschrieben werden die Praxen der Gäste und Angestellten des *Büro-Suite-Hotels*. Das besondere Interesse gilt der Produktivität der Grenzziehungen zwischen der „Arbeit am Zuhause“ und dem „Arbeitsplatz zu Hause“ (166). So müssen sich beispielsweise die Angestellten des *Büro-Suite-Hotels* die Lieblingsfrüchte der Dauergäste merken und sie ihnen zur Begrüßung in ihrem Zimmer überreichen.

Der Aufsatz von Lorenz „der auch taktische aufwand der subjektivität“ fragt danach, welche Rolle sexuelle Arbeit unter Migrationsbedingungen spielt, und zwar am Beispiel von Gesprächen, die zur Vorbereitung und bei den Dreharbeiten zu dem Film *copy me – i want to travel* mit osteuropäischen Computerspezialistinnen, die nach Deutschland migrierten, geführt wurden.

In Gesprächen mit der queer-feministischen Dozentin Jane Ward, der polit-aktivistischen Gruppe *Precarias a la Deriva*, der Queer-Theoretikerin Antke Engel sowie der Soziologin und Gender-Theoretikerin Katerina Nédbalková gibt das Buch aus verschiedenen Bereichen Einblicke in das Verhältnis und die gegenseitige Durchdringung von Arbeit und Sexualität. In dem Gespräch mit Jane Ward zeigt sich, dass Transgender-Identitäten durch einen heteronormativen Diskurs vorformuliert sind. Ähnliches verdeutlicht Katerina Nédbalková anhand einer Untersuchung der Beziehungsarbeit von ‚wahren‘ und ‚unechten‘ Lesben in der „totalen Institution“ (Erving Goffman) Gefängnis. Auf der Suche nach kollektiven Praxen ist die Arbeit der Gruppe *Precarias a la Deriva* zwischen Forschung und Aktivismus angesiedelt. Antke Engel stellt sich mit ihrem Ansatz der Denormalisierung und Enthierarchisierung gegen die Normativität neoliberaler Regierungen, die propagieren, dass sich der gesellschaftlich produzierte Widerspruch zwischen Autonomie und Verantwortung im Privaten überwinden lasse.

Mit ihrer „Durchquerung“ (23) von Grenzziehungen zwischen den Feldern Geschlecht, Sexualität und Arbeit zielen die Herausgeberinnen auf eine politische Strategie ab, die eine Machtanalyse im Feld der Arbeit ermöglicht und die danach fragt, wie durch die Kategorien Geschlecht und Sexualität Hierarchien, Ausschlüsse, Privilegienverluste etc. produziert werden. Sie versuchen, nicht auf Identitätspolitik zurückzugreifen, sondern sie zeigen mit der „Durchquerung“ den betriebenen und jeweils unterschiedlich großen Aufwand, den das Changieren zwischen Identitätskonstruktionen mit sich bringt. Damit versteht sich das Buch auch als Beitrag zur Debatte um Prekarisierung. Ohne einem neoliberalen Diskurs das Wort reden zu wollen, hieße Prekär-Sein dann nicht nur, unsicher zu sein, sondern auch ohne Identität und für eine neue Konstitution offen zu sein.

Kuster und Lorenz arbeiten das Feld der sexuellen Arbeit mit queer-feministischen, psychoanalytischen, neo-marxistischen und gouvernementalitätstheoretischen Ansätzen um. Ihre Analysen erweisen sich für diejenige Arbeitssoziologie als interessant, die ihren Begriff der Arbeit und die ihm innewohnenden Grenzziehungen neu überdenken möchte. Ebenso sprechen sie eine Geschlechterforschung an, die Geschlecht und Sexualität in gesellschaftliche (Re-)Produktionsprozesse integriert. Aber auch der Queer-Forschung zeigen sie, dass die „Durchquerung“ von gesellschaftlichen Arbeitsbedingungen und Verkörperungen keine subkulturelle, sondern eine alltägliche Praxis ist. Nicht zu empfehlen ist das Buch für alle diejenigen, die neben der Dekonstruktion von Heteronormativität und Erwerbstätigkeit auf eindeutige politische Forderungen hoffen, denn dem Begriff der sexuellen Arbeit ist die Kritik an dem Repräsentationsprinzip inhärent.

Darüber hinaus wäre es interessant zu untersuchen, wie ökonomisch verwertbare Anerkennung entsteht, während Unverwertbares ins Private abgedrängt wird. Lorenz und Kuster bringen mit ihrem Band zunächst einmal zum Ausdruck, dass Erfolg und Scheitern die beiden Seiten derselben Medaille sind. In diesem Sinne leiten sie das Buch mit einem Zitat von *Rhythm King and Her Friends*/René Pollesch ein: „Ich habe gute Eigenschaften, ok, aber ich habe auch schlechte Eigenschaften. Und die wollen auch arbeiten“ (9).

Eva Voß

Gender Mainstreaming zwischen Theorie und Praxis

Schmitt, Katja (2005) *Gender Mainstreaming im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. Grundlagen, Ziele, Diskussion*. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller (156 S., 49,00 Euro).

Wöhl, Stefanie (2007) *Mainstreaming Gender? Widersprüche europäischer und nationalstaatlicher Geschlechterpolitik*. Königstein/Ts: Ulrike Helmer Verlag (257 S., 24,90 Euro).

Floeter-van Wijk, Sonja W. (2007) *The Gender Balanced Scorecard. A Management Tool to Achieve Gender Mainstreaming in Organisational Culture*. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag (231 S., 44,60 Euro).

Doblhofer, Doris/Küng, Zita (2008) *Gender Mainstreaming – das Praxisbuch. Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor*. Berlin: Springer-Verlag (278 S., 39,95 Euro).

Über den internationalen Entwicklungsdiskurs und den damit einhergehenden verschiedenen UN-Weltkonferenzen (u.a. 1995 die UN-Weltfrauenkonferenz in Peking) gelangte das Konzept ‚Gender Mainstreaming‘ auf die Agenda der Europäischen Union, die sich 1997 mit dem Vertrag von Amsterdam auf die flächendeckende Umsetzung des Konzeptes festlegte. Dieses besteht, so die Definition des Europarates von 1998,

in der (Re-)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluierung der Entscheidungsprozesse, mit dem Ziel, dass die an politischer Gestaltung beteiligten Akteurinnen und Akteure die Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und auf allen Ebenen integrieren.

Die Bundesrepublik begann 1999 Gender Mainstreaming einzuführen, in dessen Folge sich einzelne Bundesländer, Kommunen, öffentliche Verwaltungen, Kirchen, Gewerkschaften und andere private wie öffentliche Einrichtungen mit dem Thema beschäftigten. Diese Entwicklung hat in den letzten fünf Jahren eine wahre Flut an Publikationen rund um Gender Mainstreaming im

deutschsprachigen Raum hervorgebracht. Dabei konnte bislang vor allem zwischen zwei Arten von Veröffentlichungen unterschieden werden: Diejenigen, die sich als Einführungen verstanden und grundsätzlich eine positive Einstellung zum Konzept Gender Mainstreaming vermittelten und diejenigen, die sich stärker an FachvertreterInnen richteten und eine kritische Lesart anschlügen. Gemein war beiden Formen, dass sie jeweils nur aus einer stark theoretischen Perspektive argumentierten und die Auswertungen zu praktischen Umsetzungen nur erahnen ließen, nicht aber abbilden konnten. So ergab sich die etwas merkwürdige Situation, dass sich FürsprecherInnen und KritikerInnen von Gender Mainstreaming in ihren wechselseitig aufeinander bezogenen Analysen mit einem Thema auseinandersetzen, das fast überall noch der Durchführung harrete. Kritisiert wurden u. a. Herkunft, Begrifflichkeit und Uneindeutigkeit des Konzeptes, der mögliche Missbrauch (durch Abschaffung von Frauenförderung) und die Entpolitisierung von Gleichstellung.

Die Bewertung der tatsächlichen Implementierung war jedoch noch nicht Gegenstand dieser ersten ‚Generation‘ von Büchern zu Gender Mainstreaming. Mittlerweile liegen jedoch Studien vor, die entweder eine Brücke zwischen Theorie und Praxis schlagen oder sich ganz ausschließlich an PraktikerInnen richten, die im Alltag mit der Umsetzung betraut sind.

Zur erst genannten Kategorie gehört das Werk von Katja Schmitt, die in ihrer Diplomarbeit diskutiert, inwiefern Gender Mainstreaming eine neue Gleichstellungsstrategie darstellt, und ob diese auf eine dekonstruktivistische Theorieströmung zurückgeht. Darauf aufbauend untersucht sie die Schwierigkeiten, die sich bei der Umsetzung dieser komplexen Strategie in der Praxis ergeben. Dies macht Schmitt am Beispiel der Erwachsenenbildung deutlich und versucht somit eine direkte Verbindungslinie zwischen den theoretischen Grundlagen des Konzepts und der anspruchsvollen praktischen Implementierung herzustellen.

Zunächst beschreibt sie dafür die Grundlagen feministischer Theorie, wobei der Fokus auf der mit Judith Butler populär gewordenen dekonstruktivistischen Perspektive liegt. Sehr anschaulich arbeitet sie anschließend die Bedeutung und Herkunft von Gender Mainstreaming heraus und beantwortet damit bereits implizit die Grundfrage der Arbeit, ob das Konzept auf der Theorie des Dekonstruktivismus beruhe. Gender Mainstreaming bestand als bewegungspolitische Maxime der internationalen Frauenbewegung vor der Etablierung der Dekonstruktivismustheorie in den 1990er Jahren. Dementsprechend schwierig gestaltet sich denn auch die weitere Argumentationsweise von Schmitt. Sie versucht am Praxisbeispiel ‚Gleichstellung in der Weiterbildung. Für Geschlechterdemokratie an der Volkshochschule Mainz‘ nachzuweisen, dass Gender Mainstreaming eines nicht ist, nämlich dekonstruktivistisch. Wie ihre empirische Untersuchung belegt, finden theoretische Reflexionen zu Herkunft und Zielsetzung von Gender Mainstreaming in diesem Projekt der Erwachsenenbildung nicht statt. Weder in der eigentlichen Unterrichtskonzeption, noch im Selbstverständnis der hauptamtlichen MitarbeiterInnen spielen Fragen der Dekonstruktion von Geschlecht eine Rolle, im Gegenteil: Die Selbstreflexion der

Beteiligten reduziert sich auf gleichheits- und differenztheoretische Annahmen. Und so lautet das – freilich etwas einfache – Fazit von Schmitt denn auch, dass die Umsetzung von Gender Mainstreaming an der Volkshochschule keinerlei konkrete Zielformulierung zur tatsächlichen Veränderung der Geschlechterverhältnisse enthält und damit auch neuere Denkströmungen der feministischen Theorie erst gar keinen Eingang finden. Obgleich dieses Ergebnis nicht eigentlich überraschend ist, da die methodische Herangehensweise Deckungsprobleme mit dem Untersuchungsgegenstand erwarten ließ, bietet das Buch besonders für EinsteigerInnen einen guten Überblick über theoretische Grundlagen zu Gender Mainstreaming. Dieser Aspekt wird auch durch die Auseinandersetzung mit der Kritik am Konzept im letzten Kapitel abgerundet. Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis kann jedoch auch von der Untersuchung Schmitts nicht aufgelöst werden.

Methodisch und inhaltlich sehr viel weit reichender und entsprechend fundierter gestaltet sich die Auseinandersetzung mit Gender Mainstreaming in der Dissertation von Stefanie Wöhl. Die Autorin versucht herauszufinden, wie es Gender Mainstreaming als geschlechterpolitische Strategie überhaupt möglich sein kann, Wirkung im Rahmen einer auf Wirtschaftlichkeit und Wettbewerb orientierten EU-Politik zu entfalten. Wöhl geht es zudem darum, die Funktion von Gender Mainstreaming als Regierungspraxis suprastaatlicher Politik zu analysieren und deren Relevanz für die nationalstaatliche Gleichstellungspraxis zu reflektieren. Handlungsleitend für ihre Untersuchung sind dabei vier Thesen: Erstens geht Wöhl davon aus, dass die Top-down-Umsetzung in staatlichen Verwaltungen durch bestehende geschlechtsspezifische Machthierarchien torpediert und die tatsächliche Umsetzung von Geschlechterpolitik behindert wird. Zweitens charakterisiert Wöhl Gender Mainstreaming als Konsens- und Modernisierungsstrategie, die in ihrer bisherigen Ausschließlichkeit neoliberalen Regierungstechnologien Vorschub leistet. Drittens sieht Wöhl in der wettbewerbsstaatlichen Integrationsweise von Gender Mainstreaming in der EU-Beschäftigungspolitik bei gleichzeitiger Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse in den Nationalstaaten eine Widersinnigkeit, die die ursprünglichen Theoriegerüste von Gender Mainstreaming konterkarieren. Schließlich kritisiert Wöhl viertens, dass Gender Mainstreaming als supranationale Handlungsstrategie bislang nichts zur Transformation der Geschlechterverhältnisse beigetragen habe und sich im Gegenteil in die wettbewerbsorientierten Umstrukturierungsprozesse europäischer Gesellschaften ideal einfüge. Zur Verifizierung ihrer Thesen geht Wöhl in fünf Schritten vor. Zunächst beleuchtet sie das (Spannungs-)Verhältnis von Geschlecht und Staatlichkeit. Dabei stützt sie sich auf die Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung und erläutert die Bedeutung des Staates für die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse und vice versa. Wöhl rückt in diesem Teil vorrangig die institutionalisierten Macht- und tradierten Herrschaftsverhältnisse in den Mittelpunkt der Untersuchung und betont die Relevanz von Diskursen für die Konstitution von Staaten. Im zweiten, ebenfalls noch theoretischen Teil ihrer Arbeit, widmet sich Wöhl dem von Michel Foucault etablierten Konzept der Gouvernementalität, das den Staat als

Effekt und Instrument politischer Strategien begreift, die „geschlechtsspezifisch strategisch selektiv wirken“ (17). Mit dieser theoretischen Einbettung gelingt es der Autorin, neoliberale Subjektkonstitutionsprozesse und Wissenspraktiken als dem Staat eigene Regierungstechnologien zu beschreiben. Diese Vorarbeit dient in Kapitel drei der Untersuchung, wie sich Gender Mainstreaming am Beispiel der beschäftigungspolitischen Strategien in die europäischen Integrationsprozesse ökonomisch und politisch eingepasst hat. Im vierten Teil schlägt Wöhl den Bogen zur feministischen Debatte um Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion. Sie kritisiert hierbei, dass sich die fundamentalen Auseinandersetzungen der feministischen Theoriedebatten in keiner Weise in den Reflexionen der EU zu Gender Mainstreaming wiederfinden. Dies sei, so ihr Fazit, vor allem deshalb problematisch, da sich keine einheitlichen Zielsetzungen erkennen lassen und Gender Mainstreaming so beliebig instrumentalisierbar sei. Im abschließenden fünften Teil rekurriert Wöhl auf die eingangs formulierten Thesen und erhärtet ihre Kritik, nach der Gender Mainstreaming in der Art der europäischen Umsetzungsweise kein Instrument zur Überwindung von hierarchischen Geschlechterverhältnissen, sondern eher noch deren Stütze sei. So habe die europäische Integrationsweise von Gender Mainstreaming in der Beschäftigungsstrategie zwar den Anstieg der Frauenerwerbsarbeit gebracht, dies jedoch vor allem im Niedriglohnbereich, was also nur wenige Frauen zu einer nur gering verbesserten Lebens- und Arbeitssituation befähige. Schließlich habe Gender Mainstreaming eine stark Humanressourcen optimierende Wirkung in der europäischen Implementierungsform erhalten, die Gleichstellung nur unter dem Aspekt des unternehmerischen Handelns bewerte und umsetzbar mache.

Wöhls Studie unterstreicht die negativen Einflüsse einer auf Wettbewerb und Marktfähigkeit ausgerichteten Geschlechterpolitik. Nicht zu unrecht weist sie auf die widersprüchlichen Wirkungen von Gender Mainstreaming im Kontext (supra-)staatlicher Arbeits- und Beschäftigungspolitik hin. Gleichzeitig grenzt ihre Analyse jedoch auch jene anderen (positiven) Erfahrungen mit Gender Mainstreaming aus und übersieht, dass vor allem die handelnden AkteurInnen den Unterschied in der Umsetzung und Interpretation der Strategie ausmachen. Das Buch stellt in seiner Gesamtheit einen wichtigen Beitrag zu einer realistischen Beurteilung von Gender Mainstreaming dar und eröffnet mit dieser kritischen Perspektive eine neue Facette in der Implementierungsart und Weiterentwicklung des theoretischen Konzeptes.

Im Unterschied zu vielen praxisnahen Büchern, gehört die Dissertation von Sonja Floeter-van Wijk zu den wenigen Werken über Gender Mainstreaming, die explizit die Nähe zu Management-Strategien suchen, statt diese – im Rekurs auf Gerechtigkeitsdebatten der (internationalen) Frauenbewegung – zu meiden.

Nach den einleitenden Überlegungen zum methodischen Vorgehen präsentiert die Autorin das Management-Instrument der *Balanced Scorecard (BSC)*, die bisher dazu erschienene Literatur und die Vorteile dieser Strategie. Als Instrument zur Ausrichtung einer beliebigen Organisation an strategischen Zielen, fokussiert die traditionelle *BSC* vier Perspektiven: Finanzen, KundInnen, (betriebsinterne) Prozesse und MitarbeiterInnen. An die Erläuterungen

zu den vier Perspektiven schließt Floeter-van Wijk mit Entstehungsgeschichte und Definitionen von Gender Mainstreaming an, um darauf aufbauend die Vorteile dieses Gleichstellungskonzeptes für eine Organisation zu bewerten. Sie unterscheidet dabei Optimierungen von Humanressourcen, Kosteneinsparungen und Marketing-Vorteilen, die einer Organisation im besten Fall durch die Umsetzung von Gender Mainstreaming entstehen können. Da die *BSC* für Organisationsveränderungen eingesetzt wird und dies gleichermaßen Grundlage für einen erfolgreichen Umsetzungsprozess von Gender Mainstreaming ist, sieht die Autorin eine operative Parallele hergestellt, die sie im weiteren Verlauf der Arbeit theoretisch untermauert. Die für einen erfolgreichen Gender Mainstreaming-Prozess unterstellte Kulturveränderung einer Organisation sieht die Autorin durch die Anwendung von Gender Mainstreaming auf die *BSC* gegeben. Danach würde sich durch den Einbezug beider Geschlechter die KundInnenperspektive erweitern, und damit bessere und passgenaue Produkte herstellen und finanzielle Gewinne erzielen lassen. Gleichzeitig könnten die MitarbeiterInnen ihr volles Potential einbringen, was die betriebsinternen Prozesse wiederum durch bessere Arbeitsergebnisse begünstigt. Die Wirkungszusammenhänge zwischen den vier Perspektiven werden mit Gender Mainstreaming als Komponente optimiert und befördern die selbst gesetzten Organisationsziele.

So einfach dieses Kosten-Nutzen-Kalkül anmuten mag, so komplex bleibt die Umsetzung. Darin besteht auch die Schwäche des Buches, das ein ohnehin nicht einfach anzuwendendes Management-Instrument mit einem nicht minder voraussetzungsvollen Konzept wie Gender Mainstreaming zu verknüpfen sucht. Grundsätzlich ist der Versuch einer Optimierung in den Umsetzungsbemühungen von Gender Mainstreaming positiv hervorzuheben. Gleichzeitig verliert sich das Buch in sehr kleinteiligen Schritten und Detailproblemen, die es PraktikerInnen fast unmöglich machen dürfte, das so entstandene Konglomerat aus *BSC* und Gender Mainstreaming umzusetzen. Des Weiteren wäre eine differenziertere Betrachtung von Gender Mainstreaming wünschenswert gewesen, d.h. über reine Frauenbelange hinausgehend zu analysieren, welche strukturellen Maßnahmen in einem Unternehmen/einer Organisation zur Implementierung von Gender Mainstreaming noch ergriffen werden können. Schließlich kann auch die Gestaltung des Buches nicht kritiklos übergangen werden, da die unübersichtliche und unprofessionelle Aufbereitung von Tabellen, Grafiken und Texten den Lesefluss nicht gerade fördern.

Wie bereits eingangs angedeutet, gibt es viele Bücher, die sich mit dem Zusatz „Praxishandbuch“ schmücken, obgleich es im Rahmen der Umsetzung von Gender Mainstreaming nur wenige gibt, die dieses Prädikat wirklich verdienen. Eines dieser raren Exemplare ist das von Doris Doblhofer und Zita Küng verfasste Buch. Wie kaum ein anderes Werk wird eine ausgewogene Balance zwischen theoretischen Grundlagen und Definitionen einerseits und praxisnahen Beispielen und Empfehlungen andererseits angeboten.

Zunächst erfolgt im ersten Kapitel des Buches ein Überblick über die Herkunft und Tradition der Gleichstellungspolitik, die unterschiedlichen Zielsetzungen der internationalen Frauenbewegung und die sich daraus formierenden

Forderungen an die politischen Handlungs- und EntscheidungsträgerInnen. Vor allem für EinsteigerInnen eignet sich dieser prägnante Überblick, da hier auf die wichtigsten Etappen und Errungenschaften der bisherigen Gleichstellungspolitik eingegangen wird. Bereits in diesem ersten Teil des Buches zeigt sich auch, dass die Autorinnen ein Gespür für die Notwendigkeit der theoretischen Fundierung bei gleichzeitiger Vernachlässigung detailreicher Überfrachtungen besitzen.

Im zweiten Teil wird auf die relevanten AkteurInnen eingegangen, die an der Umsetzung von Gender Mainstreaming beteiligt sind. Dabei zeigen die Autorinnen, wie zentral die Verantwortlichkeit der Führungskräfte im Implementierungsprozess ist und machen damit deutlich, dass nicht länger einzelne (Frauen-)Beauftragte für dieses Thema zuständig sind bzw. sein sollten. Die Autorinnen verweisen damit dezidiert auf die strukturelle Verankerung von Gender Mainstreaming und weniger auf eine projektbezogene Umsetzung. Da dieser Schritt von einer reinen Projektperspektive mit geringer Nachhaltigkeit zu einer Prozessperspektive mit bleibender Wirkung nicht immer auf Wohlwollen stößt, geben Doblhofer und Küng in einem gesonderten Kapitel Hinweise zum Umgang mit Abwehrreaktionen. Die häufig in der Praxis auftauchenden Widerstände können – wie die Beispiele vormachen – aufgelöst und langfristig in Bündnisse für das Thema umgewandelt werden.

Im dritten und letzten Teil stellen die Autorinnen verschiedene Instrumente zur Umsetzung von Gender Mainstreaming dar. Dabei erläutern sie nach einem gleich bleibenden Schema zunächst die Entstehung und das Verfahren des Instrumentes, um anschließend konkrete Beispiele und Hinweise zur erfolgreichen Umsetzung zu liefern. Mit diesem Bündel an Umsetzungsinstrumenten wird erstmals eine kompakte Übersicht über die bestehenden Möglichkeiten zur Implementierung von Gender Mainstreaming geboten und deren jeweilige Vor- und Nachteile aufgezeigt.

Dieses Buch besticht durch seine professionelle und übersichtlich gestaltete Aufmachung, die optimal ausgewählten Beispiele und die prägnant und doch informationsreich gehaltenen Texte.

Rezensionen zum Thema
'Jenseits von Gender Studies'

Meike Penkwitt

Eine ‚eigene‘ Schweizer Literaturgeschichte

Peter Rusterholz/Andreas Solbach (2007) Hg. *Schweizer Literaturgeschichte*. Stuttgart: Metzler Verlag (530 S., 49,95 Euro).

Mit der von Peter Rusterholz und Andrea Solbach herausgegebenen *Schweizer Literaturgeschichte*, an der 13 AutorInnen mitwirkten, liegt erstmals eine Geschichte der Schweizer Literatur vor, die sich dieser ‚von den Anfängen bis zur Gegenwart‘ widmet. Darüber hinaus beschränkt sie sich – anders als etwa die Darstellungen von Klaus Petzold und Beatrice von Matt – nicht auf die deutschsprachige Literatur der Schweiz. Ob der den ‚anderssprachigen‘ Literaturen zugewiesene Raum dabei ‚angemessen‘ ist, lässt sich jedoch diskutieren: Lediglich 72 der insgesamt 506 Textseiten (d.h. gut 14 Prozent) sind der französisch- und italienischsprachigen sowie der rätoromanischen Literatur gewidmet. Ausgehend von den Anteilen an der Gesamtbevölkerung, wären gut 125 Seiten ‚angebracht‘ gewesen. Das ist natürlich eine sehr quantitative Betrachtung des Buches, die durch das Versprechen, die Literatur der gesamten Schweiz darzustellen, allerdings provoziert wird.

Die ‚Anfänge‘ setzen die AutorInnen der *Schweizer Literaturgeschichte* im 14. Jahrhundert an (in ‚deutschen Literaturgeschichten‘ werden sie üblicherweise im Jahr 800, dem Jahr der Kaiserkrönung Karls des Großen in Rom, verortet). Sie liegen damit in einer Zeit, in der es, wie Claudia Brinker in ihrem Beitrag „Von den Anfängen bis 1700“ anmerkt, „weder einen Herrschaftsraum gab, der auch nur annähernd dem Gebiet der heutigen Schweiz entspräche, noch ein Bewusstsein für eine gemeinsame Identität“ (1). Als maßgeblich dafür, hier trotzdem die ersten Beginne festzumachen, führt Brinker den Einzug einer hochentwickelten Schriftkultur im Zuge der Missionierung der heutigen Ostschweiz durch irische Mönche an. Diese führte u.a. dazu, dass mit dem Kloster St. Gallen eines der wichtigsten frühen Kulturzentren entstand (ebd.). Der ‚Bundesbrief‘ (von 1291) und der ‚Rütlichschwur‘ (1307), so Brinker, spielten dagegen keine maßgebliche Rolle für die Entwicklung einer schweizerischen Kultur, wurden vielmehr erst im Nachhinein „zu historisch bedeutsamen, ja staatssetzenden Ereignissen gestaltet“ (ebd.).

In der deutschen Literaturgeschichtsschreibung wird eine Reihe von Schweizer Autoren, wie etwa Jeremias Gotthelf (alias Albert Bitzium), Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Hermann Hesse, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Urs Widmer, Adolf Muschg und Peter Bichsel ganz selbstverständlich integriert – oder auch vereinnahmt. Es sind jedoch nur die allerbekanntesten helvetischen Autoren, die hier auftauchen. Weniger bekannte AutorInnen – und das oft nur aus einer deutschen Perspektive – finden dagegen zumeist keine Berücksichtigung: So sind hier oft selbst Robert Walser, Albin Zollinger, Meinrad Inglin, Regina Ullmann, Céline Ines Loos oder auch Erica Pedretti, die neben Gottfried

Keller, Ricarda Huch und Adolf Muschg auf der Rückseite des besprochenen Bandes abgebildet ist, in der Regel nicht Thema.

Die ‚Integration‘ der auch in Deutschland als sehr bekannt geltenden AutorInnen aus der Schweiz in die deutsche Literaturgeschichtsschreibung erfolgt darüber hinaus, wie Peter Rusterholz im Vorwort des Bandes kritisiert, zumeist sehr unreflektiert: Sie werden „nur im Kontext der Literatur der Bundesrepublik“ (IX) erwähnt; die Darstellung der spezifischen (schweizerischen) sozialgeschichtlichen Zusammenhänge, die seit Mitte der 70er-Jahre in der Literaturgeschichtsschreibung allgemein an Bedeutung gewonnen hat, bleibt außen vor. Die von Rusterholz (mit-)herausgegebene *Schweizer Literaturgeschichte* stellt nun die Texte, wie Rusterholz im Vorwort ankündigt, nicht aus „rein literaturgeschichtlicher Perspektive“ dar, „sondern im Kontext der Geschichte der Kulturen, [sowie] der Geschichte der Politik der Schweiz“ (ebd.).

Aus der Perspektive einer deutschen Leserin ist es dabei interessant zu beobachten, dass durch diese Perspektivierung Aspekte in den Fokus treten, die ansonsten eher im Hintergrund stehen. So wird in der *Schweizer Literaturgeschichte* z.B. sowohl bei der Darstellung des Werkes von Gottfried Keller als auch von Max Frisch die politische Ebene der Texte stark betont, die in der deutschen Germanistik eher vernachlässigt wird. Dominik Müller macht im Kapitel „Der liberale Bundesstaat (1839-1848-1914)“ die Unbrauchbarkeit der Epochenbezeichnung ‚Vormärz‘ für die helvetische Literatur deutlich, die in der deutschen Germanistik zum festen Begriffsinventar gehört: Der Begriff impliziere bereits das Scheitern der (1848er-)Revolution und stelle so den gesamten Zeitraum bereits unter den Schatten des Misslingens (117). Anders als in Deutschland endete diese Revolution in der Schweiz jedoch nicht mit einem Fiasko; stattdessen konnten die fortschrittlichen Kräfte mit der Bundesstaatsgründung einen Sieg feiern.

Auch die Tragfähigkeit anderer in der Germanistik üblicher Epochenbegriffe für die Literatur(en) der Schweiz ist, wie an den entsprechenden Stellen aufgezeigt wird, oft zumindest zweifelhaft oder hat nur eine sehr begrenzte Reichweite (so z.B. Naturalismus, Impressionismus und Symbolismus). Konsequenterweise ist der Band deshalb nicht entsprechend dieser Epochenbegriffe untergliedert. Die Großüberschriften lauten stattdessen etwa „Von den Anfängen bis 1700“, „Das achtzehnte Jahrhundert (1700-1830)“, „Der liberale Bundesstaat (1830-1848-1914)“, „Von 1914 bis zum Zweiten Weltkrieg“, „Geistige Landesverteidigung (1933-1945)“, „Nachkrieg – Frisch – Dürrenmatt – Zürcher Literaturstreit – Eine neue Generation (1945-1970)“ oder auch „Von der Protestzur Eventkultur (1970-2000)“.

Anhand der Biografien einzelner AutorInnen wird die Problematik einer nationalen Zuordnung deutlich: So wurde etwa Hermann Hesse (Sohn eines Deutschbalten und einer französischen Schweizerin) im Schwäbischen geboren, zog bereits mit vier Jahren nach Basel und bekam dort (wie auch seine gesamte Familie) die Schweizer Staatsbürgerschaft verliehen. Aus finanziellen Gründen gab er die schweizerische Staatsbürgerschaft aber wieder auf, um ein Seminar

im württembergischen Maulbronn zu besuchen. 1912 siedelte er wieder in die Schweiz über, 1919 dann ins schweizerische italienischsprachige Tessin und wurde in der Schweiz erst 1924 (anlässlich seiner zweiten Eheschließung) erneut als Schweizer eingebürgert. Besonders deutlich werden die bestehenden Verquickungen zwischen der Schweizer und der deutschen Literatur u.a. auch im Kapitel zu den in der Zeit von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg aus Deutschland in die Schweiz emigrierten ExilliteratInnen.

Unter dem Gesichtspunkt *gender* fällt der Band im Großen und Ganzen eher positiv auf, was bei der Beteiligung der drei Autorinnen Elsbeth Pulver, Beatrice von Matt und Beatrice Sandberg, die der Literatur von Autorinnen schon lange viel Aufmerksamkeit gewidmet haben, nur wenig überraschend ist.

So widmet sich die *Schweizer Literaturgeschichte* zahlreichen Texten von Autorinnen: Dabei stellt sie die Literatur von Frauen einerseits in einer Reihe von Kapiteln in einen gemeinsamen Zusammenhang („Autorinnen zwischen Tradition und Moderne“ von Andreas Solbach, „Der Aufbruch der Frauen (1970-2000)“ von Beatrice von Matt und „Exkurs: Ein eigenes Frauen-Zimmer? Die aktuelle Situation nach 2000“ von Regula Fuchs). Daneben sind – andererseits – (teilweise die selben) Autorinnen auch außerhalb dieser speziellen ‚Frauenkapitel‘ Thema, allerdings etwas zu selten. So entsteht der Eindruck, die Existenz der ‚eigenen Kapitel‘ führe dazu, dass Autorinnen an anderen Stellen, an denen sie durchaus auch relevant gewesen wären, teilweise nicht ‚noch einmal‘ erwähnt werden – eine bekannte Problematik bei einer Sonderbehandlung von Frauen. Die ‚eigenen Kapitel‘ (und hier wird die Bewertung wieder etwas quantitativ) nehmen im Gesamtzusammenhang dann letztendlich auch nicht den Raum ein, der der Literatur von Autorinnen in der Schweiz eigentlich zukommt.

Erfreulich ist – mit Blick auf die Kategorie Geschlecht – dagegen, dass auch ‚literaturnahe Phänomene‘ wie das im Rahmen von ‚Frauenliteraturgeschichten‘ mittlerweile regelrecht kanonisierte Phänomen ‚literarische Salons‘ zumindest in einem kurzen Kapitel („Gesellschaftskultur“) Erwähnung finden. Darüber hinaus werden auch gesellschaftspolitische und sozialgeschichtliche Ereignisse und Entwicklungen, die die Geschlechterordnung betreffen, ausgiebig thematisiert, und dies nicht nur in den ‚Frauenkapiteln‘ (z.B. im Kapitel „Von der Protest- zur Eventkultur (1970-2000)“).

Schließlich stellt auch die Existenz des „Autorenporträts Annemarie Schwarzenbach“ eine positive Überraschung dar. Leider fokussiert dieser Beitrag jedoch sehr auf das zugegebenermaßen interessante Leben dieser innerhalb der letzten Jahre insbesondere im *Queer*-Kontext beinahe zur Kultfigur oder auch zum ‚Mythos‘ avancierten faszinierenden Autorin. Ihre Texte (neben einer Reihe von Romanen gerade auch die Reiseberichte und die mittlerweile durch drei Sammelbänden leichter zugängliche gemachten Feuilletonartikel) sind nicht nur literaturgeschichtlich von Interesse sondern auch heute noch lesenswert.

Jenseits der Kategorie Geschlecht überrascht der Tatbestand, dass ‚der Fall Wilkomirski‘ – die Ereignisse, die durch die vorgebliche Holocaust-Autobiografie des Autors Bruno Dössekker/Benjamin Wilkomirski ausgelöst wurden

– an keiner Stelle des Buches Erwähnung findet (nur einerseits): *Bruchstücke* (1995), ein literarisch sehr zweifelhafter Text, wurde zwischenzeitlich geradezu als Klassiker der Shoa-Literatur, ihr Autor als „Popstar der grenzquerenden Literatur und des Psychobetriebes“ (Sebastian Hefti) gefeiert.

Interessant wäre es darüber hinaus auch gewesen, etwas mehr über die „Gruppe Olten“ zu lesen, die nur sehr peripher erwähnt wird. Diese von 1971 bis 2002 bestehende Vereinigung von Schweizer Autorinnen und Autoren wurde aus Protest gegen den damaligen Präsidenten des „Schweizerischen Schriftsteller-Vereines“ (Maurice Zermatten) gegründet. Ähnlich wie die „Gruppe 47“ verfocht sie gesellschaftspolitische und literarische Interessen, darüber hinaus aber auch syndikalistische.

Ein weiterer Punkt auf der Wunschliste für eine sicherlich irgendwann erscheinende (und wünschenswerte) Neuauflage dieses sehr lesenswerten Bandes besteht in einer Berücksichtigung der Gattung Hörspiel, die allerdings nicht nur in dieser Literaturgeschichte vernachlässigt wird. Einmal mehr wird diese Mediengattung hier vollständig ausgeblendet. Ihre Darstellung wäre z.B. ähnlich den beiden Exkursen zum Thema Film („Der Schweizer Film im Dienste der GLV [d.h. der Geistigen Landesverteidigung, M. P.]“, und „Exkurs: Der neue Schweizer Film“) im thematischen Kontext oder auch als Bestandteil eines ‚Werkes‘ möglich, zumal eine ganze Reihe wichtiger Schweizer AutorInnen zahlreiche und auch bekannte Hörspiele verfasst hat – neben Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch so z.B. Urs Widmer, Adolf Muschg, Erica Pedretti und Peter Bichsel.

Christina Schoch

Generationenübergreifendes Zusammenleben und -arbeiten

Ursula von der Leyen (2008) Hg. *Füreinander da sein. Miteinander Handeln*. Freiburg/ Basel/ Wien: Herder Verlag (144 S., 9,90 Euro).

Warum die Generationen einander brauchen – der Beantwortung dieser Frage widmen sich die Beiträge in dem von Familienministerin von der Leyen herausgegebenen Band *Füreinander da sein. Miteinander handeln*. Zu Wort kommen Autorinnen und Autoren unterschiedlicher Provenienz – WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen – die sich mit den Themen Demografie und Gerontologie befassen.

Im Mittelpunkt, so lässt sich zusammenfassend festhalten, stehen Begriffe wie „Zusammenhalt“, „Solidarität“ und „Beziehungen“. Mit diesen Begriffen setzen sich die AutorInnen aus unterschiedlichen Perspektiven und mit unterschiedlicher thematischer Schwerpunktsetzung auseinander.

Ursula von der Leyen betont in ihrem einleitenden Beitrag die Bedeutung der Familie und der Solidarität zwischen den Generationen als tragende Säulen der Gesellschaft. Gleichzeitig weist sie auf die gravierenden Veränderungen in

den privaten und beruflichen Lebensverhältnissen hin, die die Abhängigkeiten zwischen den Generationen gelockert haben – wie beispielsweise den Trend zur Kleinfamilie, die räumliche Trennung von Familie und Arbeitsplatz und das moderne Sozialversicherungssystem. Entwicklungen wie diese, so von der Leyen, erforderten ein neues Bild des Alters und des Alterns als eigene Lebensphase mit vielen Möglichkeiten, die zugleich eine Chance und einen Gewinn für die Gesellschaft bedeuten. Als konkrete Maßnahme, um diese Potentiale zu aktivieren und auszuschöpfen, nennt sie die im Rahmen ihrer Familienpolitik aus der Taufe gehobenen Mehrgenerationenhäuser.

Mit dem Thema „Beziehung“, und zwar konkret zwischen (kleinen) Kindern und Erwachsenen, beschäftigt sich zunächst der Neurobiologe und Hirnforscher Gerald Hüther. Basierend auf den Erkenntnissen der Hirnforschung widmet er sich der Frage, warum Kinder Erwachsene und Erwachsene Kinder brauchen. Im Mittelpunkt steht dabei die transgenerationale Weitergabe von Erfahrungen. Soziale Einflüsse – Hüther bezieht sich hier auf den Einfluss erwachsener Bezugspersonen – seien dabei für die komplexe Entwicklung des menschlichen Gehirns unabdingbar. Kein anderes Lebewesen, so Hüther, komme mit einem derart offenen, lernfähigen und durch Erfahrungen gestaltbaren Gehirn zur Welt wie der Mensch und sei deshalb über einen solch langen Zeitraum auf Fürsorge und Schutz, aber auch auf die Lenkung durch Erwachsene angewiesen. Und, so betont der Autor, „bei keiner anderen Art ist die Gehirnentwicklung in solch hohem Ausmaß von der emotionalen, sozialen und intellektuellen Kompetenz dieser erwachsenen Bezugspersonen abhängig wie beim Menschen“ (25 f). Umgekehrt profitierten Erwachsene von der Offenheit, Lebensfreude und Begeisterungsfähigkeit, der Lust am Entdecken und vor allem der Beziehungsfähigkeit von Kindern. Beziehungsfähigkeit und die Investitionen, um diese zu erlangen, so Hüther, seien von zentraler Bedeutung für das gesamtgesellschaftliche wie individuelle Wohlergehen. Einschränkungen der Beziehungsfähigkeit hätten nicht nur die Unterbrechung der transgenerationalen Weitergabe von Erfahrungen und den Zerfall sozialer Bindungen zur Folge, sondern auch den Verlust von Offenheit und damit Verunsicherung und Angst.

Auf die Relevanz transgenerationaler Beziehungen, und zwar sowohl innerhalb als auch außerhalb von familiären Bindungen, gehen die Entwicklungs- und Gerontopsychologinnen Sigrun-Heide Filipp und Anne-Kathrin Mayer ein. Dabei spielten Mythen und Märchen über das Alter, teilweise sogar ideologisch motivierte Drohbilder vom „Krieg der Generationen“ (45) eine nicht zu unterschätzende Rolle. Zum Tragen kommen derartige Vorurteile dadurch, dass die gemeinsame Lebensspanne der Generationen noch nie so groß war wie heute. Das Wesen von Generationenbeziehungen sei dabei gerade innerhalb der Familie am Besten als ambivalent zu charakterisieren, als „ein Spannungsverhältnis gleichzeitig vorhandener positiver und negativer Empfindungen der Familienmitglieder füreinander“ (62). Trotzdem seien familiäre Beziehungen mehrheitlich von tiefer wechselseitiger Verbundenheit und emotionaler Nähe geprägt und böten in Krisensituationen verlässliche Unterstützung. Die Fami-

lientenzentriertheit sozialer Netze und die Normativität der intergenerationellen Solidarität innerhalb der Familie werden hier sichtbar. Zum Ausdruck kommt auch die Reziprozitätsnorm, die besagt, dass innerhalb einer Beziehung Geben und Nehmen in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen müssen. Vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung und der damit verbundenen großen Anzahl allein stehender und kinderloser älterer Menschen weisen die Autorinnen auf die zunehmende Bedeutung von Generationenbeziehungen außerhalb der Familie hin. Gegenseitiges Verständnis und Akzeptanz setzten dabei voraus, so die Autorinnen, „dass Jung und Alt als gleichrangige Partner miteinander an gemeinsamen Zielsetzungen arbeiten, bei deren Erreichung sie voneinander wechselseitig abhängig sind“ (65).

Auf den Gewinn, den das Alter auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bringt, verweist die Psychologin und Gerontologin Ursula M. Staudinger: „Eine Gesellschaft ohne alte Menschen wäre um vieles ärmer“ (80). Denn mit zunehmendem Alter seien wir umgänglicher, verlässlicher und emotional stabiler, das heißt angenehmere Zeitgenossen im sozialen Umgang. Mit zunehmendem Alter sei der/die Einzelne besser in der Lage, Grenzen zu erkennen und dann gegebenenfalls auch Ziele umzudefinieren oder alternative Wege zu suchen. Die Autorin hält fest: „Eine Gesellschaft mit mehr alten Menschen als bisher könnte also eine entspanntere Gesellschaft sein als diejenige, die wir heute gewohnt sind“ (80).

Angesichts der Verlängerung der Lebenszeit fordert Staudinger eine Neustrukturierung des Lebenslaufs:

Einen Beitrag zur Auflösung der wachsenden Doppel-, Dreifach- und Vierfachbelastung durch Arbeit, Familie und Bildung in den mittleren Jahren und der Unterforderung oder sogar Ausgrenzung des höheren Alters könnte und sollte in der systematischen Einbeziehung der im letzten Jahrhundert hinzugewonnenen 30 Lebensjahre in die Strukturierung des Lebenslaufes jedes Einzelnen liegen. (70)

Die Gestaltung der Institutionenwelt und der materiellen Umwelt spielten dabei eine zentrale Rolle. So müssten beispielsweise Bildungsinstitutionen wie auch der Begriff von Arbeit derart flexibilisiert werden, dass der/die Einzelne über das ganze Leben verteilt immer wieder Bildungsphasen einschieben könne. Genauso sollte durch die Etablierung altersgerechter Formen von Arbeit die Möglichkeit gegeben werden, länger berufstätig zu sein.

Einen ähnlichen Standpunkt vertritt auch der Soziologe Hans Bertram. Er plädiert für ein Leitmodell des Erwerbslebenszyklus, in dem die Dreiteilung des klassischen (männlich orientierten) Lebenslaufs in die Phasen Ausbildung – Arbeit – Ruhestand aufgegeben wird zugunsten einer Vielfalt unterschiedlicher Lebensphasen von beruflicher Qualifikation, ökonomischer Eigenständigkeit und der Fürsorge für andere. Die gesamtgesellschaftliche Herausforderung liegt darin, neue Zeitstrukturen zu schaffen, die die Integration unterschiedlicher Lebensbereiche ermöglichen. Bertram bezeichnet es als

zentrale Aufgabe moderner Gesellschaften, eine neue Balance zwischen beruflichen Anforderungen und den damit verbundenen Zeitstrukturen einerseits und den familiären Bindungen und Beziehungen und der Zeit für Fürsorge andererseits zu finden.“ (120)

Familiäre Bindungen als Grundlage für gegenseitige Fürsorge seien, so Bertram, „ein Kernelement, das letztlich die Gesellschaft zusammenhält“ (120). Er fordert einen „Policy-Mix“ (123) unterschiedlicher Strategien und Instrumente, die eine nachhaltige Familienpolitik im Sinne von Entscheidungsspielräumen für die nachwachsende Generation zur eigenen Gestaltung des Lebensverlaufs hinsichtlich Familie, Partnerschaft und Erwerbstätigkeit ermöglichen.

Einigen dieser konkreten Maßnahmen widmen sich die weiteren AutorInnen des Bandes. So stellen Annette Niederfranke sowie Gisela Erler und Annemarie Gerzer-Sass das Aktionsprogramm der Mehrgenerationenhäuser vor, Konrad Hummel erörtert am Beispiel der Stadt Augsburg das Konzept der „kreativen Stadt.“

Der Band vereinbart so eine Reihe von theoretischen und (handlungs-)praktischen Beiträgen zum Thema Zusammenleben von Jung und Alt. Er bezieht sich damit implizit auf die Anliegen der Care-Debatte, die im Rahmen der Gender-Forschung gegenwärtig verstärkt geführt wird. Die übergeordnete Frage lautet, wie mit den „Versorgungslücken“ umzugehen ist, die entstehen, wenn sich weibliche Rollenmuster ändern, familiäre Care-Aufgaben aber gleich bleiben. Der Band richtet sich mit dem Appell an seine Leserinnen und Leser, die Vorteile eines generationenübergreifenden Zusammenlebens und -arbeitens stärker in den Fokus zu stellen und sie gesellschaftlich nutzbar zu machen. Die Anstöße, die gegeben werden, dürften konsensfähig sein. Interessant – und aussagekräftig – wäre vor diesem Hintergrund in einigen Jahren eine Evaluation, inwieweit sich neue Lebens- und Arbeitsformen wie beispielsweise die von Ministerin von der Leyen initiierten Mehrgenerationenhäuser etabliert haben.

Tina-Karen Pusse

Der Krieg als pervertierter ‚Karneval‘

Anne D. Peiter (2007) *Komik und Gewalt. Zur literarischen Verarbeitung der beiden Weltkriege und der Shoah*. Köln: Böhlau (454 S., 61,60 Euro).

Nicht um das harmlos Komische der aristotelischen oder das entthobene der klassischen Komödie geht es Anne Peiter in ihrer Monografie, sondern gerade um die Nähe von Tragischem und Komischen: um das aggressiv Komische einerseits und das Lachen als letztmöglicher Körperreaktion und Auflehnungsstrategie gegenüber mörderischer Macht andererseits. Die Eingangsfrage dieses Bandes, wie nach 1945 überhaupt noch an die Traditionen komischen Schreibens anzuschließen sei, stellt sich in der Schärfe, wie Anne Peiter sie stellt, aber eigentlich

nicht, denn Komik und Gewalt sind im Verlauf der Literaturgeschichte immer wieder Bündnisse eingegangen, und zwar auf Seiten der Täter ebenso wie der Opfer. Viel interessanter ist daher Peiters zweite zentrale Frage; die nämlich, ob die subordinative Funktion des Lachens nicht an ein gewaltsames Gegenüber gebunden ist, der ‚Diktator‘ also nicht gerade den besten Nährboden des Komischen bildet.

Peiters Untersuchungsgegenstand sind dabei Texte von 1900 bis etwa 1965. Anhand ausgewählter Texte von Karl Kraus, Veza Calderon-Canetti, Elias Canetti und Victor Klemperer, in denen sich der Erste Weltkrieg, der zunehmende Antisemitismus und Antifeminismus der Zwischenkriegszeit, der Zweite Weltkrieg und die Shoah spiegeln, behandelt Peiter sowohl das Widerstands- als auch das Kollaborationspotenzial des Komischen gegenüber der Gewalt. Den theoretischen Hauptbezugspunkt ihrer Arbeit mit den literarischen Texten und deren Verlinkung mit politischen Theorien bildet Michael Bachtins Konzept des Karneval – das sie klug um Karl Kraus' Rede vom Krieg als ‚pervertiertem Karneval‘ erweitert, ohne dabei jedoch dessen (Bachtins) Freiheitspostulat zu unterschreiben. Wo Bachtin im Karneval die Unterscheidung zwischen Komikproduzent und Komikrezipient aufgehoben sieht (was jedoch, das stellt Peiter klar heraus, gerade nicht bedeutet, dass beide nicht voneinander abhängig seien), stellt Kierkegaard dieses Verhältnis von anderer Seite in Frage: Das Lachen des Publikums gehe der Komik des Stückes sogar zeitlich voran, beobachtet dieser bei einer Nestroy-Aufführung in Berlin.

Am stärksten ist Peiters Dissertationsschrift dort, wo sie das Changieren der im Lachen liegenden Aggression zwischen Subjekt und Objekt des Komischen beschreibt, wo ein Überlegenheitslachen Bergson'scher Prägung in ein zerfleischendes Lachen übergeht, das die Position des eben noch Lachenden zum eigentlichen Gespött des Textes macht. Am besten gelingt ihr das in ihrer Lektüre von Elias Canettis *Blendung*, einem Text der schon früh als eine Sozialpathologie gelesen wurde, deren Grundlagen vor allem misogyn und antisemitisch seien. Auch die feministische Literaturkritik habe sich in großen Teilen dieser Interpretation angeschlossen und sich dem Roman demzufolge mit partieller Blindheit genähert. Peiter setzt nun die These dagegen, dass Canetti nicht etwa ein misogyner Autor sei, sondern im Gegenteil die „Konstruktion geschlechtsspezifischer und rassistischer Identitäten“ (Peiter, 286) in den Blick nehme. Die besondere Komik des Textes beruhe also vor allem auf der Fähigkeit des Lesers und der Leserin, wahrzunehmen, wie verdreht und begrenzt die misogyn-rassistischen Welten der jeweiligen Protagonisten der *Blendung* sind. Misogynie werde durch Canetti also sozusagen als eine Form der Verrücktheit herausgestellt – zudem als eine Form von Verrücktheit, die unversehens in Tötungsabsichten umschlagen kann. Das Lachen, das von den Protagonisten selbst ausgeht, ist darum auch immer ein aggressives.

Etwas bedauerlich ist gerade in diesem Kapitel dann aber doch, dass Anne Peiter (fast) ohne Friedrich Nietzsche auskommt. Dieser hätte ihr nämlich im *Zarathustra* mit der Figur eines Hirten, der in triumphales Gelächter ausbricht, nachdem er eine Schlange mit einem Biss geköpft hat, die perfekte Vorlage

für Canettis These vom Lachen als Substitut körperlicher Gewalt, als direkter Nachfolger des Bisses geliefert.

Im Großen und Ganzen ist dies jedoch eine aufregende Monografie, deren Anschaffung zumindest Universitätsbibliotheken in jedem Fall empfohlen werden kann und deren Lektüre sich allemal lohnt.

